

Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Pöhl zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2.00 Mk., monatlich 70 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Zeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 70.

Mittwoch, den 24. März 1915.

22. Jahrg.

Der Milliardenfieg.

Von Max Grünwald.

Der Riesenerfolg der neuen Kriegsanleihe ist den Lesern bereits in runden Ziffern mitgeteilt worden; es sind auf die zweite Kriegsanleihe über 9 Milliarden Mark gezeichnet worden. Das ist nicht nur ein ungeheurer Erfolg auf dem finanziellen Kriegsschauplatz, der in der Weltgeschichte einzig dasteht, sondern es ist auch ein gleichwertiger Sieg der ökonomischen, moralischen und politischen Kraft des deutschen Volkes. Er wirkt um so stärker und eindringlicher, je mehr man ihn zerlegt und je mehr man ihn in Vergleich stellt zu ähnlichen Unternehmungen in der Geschichte und des Auslandes.

Schon die erste Kriegsanleihe, die Deutschland herausgebracht hat und deren Endergebnis genau vor einem halben Jahre mit fast 4½ Milliarden Mark auslief, übertraf alle damaligen Erwartungen. Diese erste Kriegsanleihe war aber rechnerisch für die Kapitalanlage ein besseres Geschäft wie die gegenwärtige, denn sie kam mit rund 1 Prozent niedrigerem Einzahlungskurs heraus als die jetzige. Die Zeichnungen auf sie wurden durch die großen, überwältigenden und sich fast überstürzenden Siege der deutschen Waffen auf dem Schlachtfelde sofort wirkungsvoll unterstützt. Andererseits aber darf man nicht vergessen, welche enorme Entwicklung und innere Konsolidierung die deutsche Volkswirtschaft in den letzten sechs Monaten dieses Krieges gezeigt hat. Unser Land hat sich den Umwälzungen des Krieges, je länger desto mehr, angepaßt. Unser Organisationsstalent, das die ganze Welt bewundert, hat Mittel und Wege gefunden, die deutsche Volkswirtschaft auf eigene Füße zu stellen, und die Technik und das Genie der deutschen Arbeit haben die Abschließung vom Weltmarkt überwunden. Dadurch ist die deutsche Volkswirtschaft fast zu einer geschlossenen Einheit geworden, was gerade für die Gegenwart und ihre finanzielle Forderung sehr wesentliche Vorteile brachte. Der Kapitalmarkt hat dadurch zunächst eine nie gesehene Flüssigkeit bekommen. Da die Organisationen und die Korporationen, wie sie Reich, Staat und Gemeinde geschaffen haben, und deren besondere Schöpfungen, wie Kriegsgesellschaften, Rohstoffverbände und Einkaufszentralen ihre Zahlungen sofort bar erledigen, ist die Zirkulation der Geldmittel außerordentlich beschleunigt worden. Dazu kommt, daß die 20 Milliarden, die unser bisheriger Außenhandel jährlich allein festhielt, frei geblieben sind und sich gleichfalls im Inlande mobil erhalten. Durch die starke Produktion und durch den starken Konsum, die allein die Kriegstechnik hervorgerufen hat, sind sehr große Teile der deutschen Volkswirtschaft überdies geradezu in eine Hochkonjunktur getrieben worden, die riesenhafte Profite abwirft. Man darf auch nicht kleine Ursachen übersehen, die durch ihre Verbindung gleichfalls große Wirkungen auslösen. Dahin gehört die Sparpflicht, die durch unsere militärischen Behörden den Soldaten im Felde auferlegt wird, und die eine kolossale Erhöhung der deutschen Sparkasseneinlagen hervorgerufen hat. Auf der andern Seite steht es den Deutschen an andern gleichwertigen, sicheren und leicht zugänglichen Kapitalanlagen. Der deutsche Börsenhandel ist zwar inoffiziell und dadurch nicht ohne Schaden für den naiven Teil des großen Publikums wieder belebter geworden, aber seine Umsätze und damit die Möglichkeiten, ihn für Kapitalanlagen zu benutzen, bleiben natürlich weit hinter dem Bilde in normalen Friedenszeiten zurück. Schließlich haben die Hindenburgischen Siege und das standhafte Aushalten nach dem siegreichen Vordringen im Westen ihre alte hereditäre Sprache behalten und wie in den August- und Septembertagen des vorigen Jahres den Patriotismus der deutschen Kapitalisten in die metallische Währung umgekehrt.

Aus all diesen und sicherlich noch aus manchen anderen Ursachen ist der neue deutsche Milliardenfieg zustande gekommen. Er verrät aber auch an seinem Teil in größter Stärke das Vertrauen, das das deutsche Volk zu sich selber in diesen schwersten Zeiten, die es je durchgemacht hat, bekommen hat. Man weiß aus der Geschichte der Staatsfinanzen, daß für das Vertrauen zu einer Regierung in Krieg und Frieden nichts charakteristischer ist als der Kurs der Anleihen und ihre Kaufkraft im Publikum. Man erinnert sich der bezeichnenden Vorgänge des Jahres 1870. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes hatte damals bei Kriegsausbruch zur Durchführung des Krieges eine Anleihe von 120 Millionen Mark beschlossen. Sie wurde aufgelegt zu dem auch damals außerordentlich niedrigen Kurse von 88 Mark für 100 Mark Nominalwert. Der Kapitalismus aber traute dem Norddeutschen Bund und seinem Heere nicht, und selbst der Kurs von 88 Prozent war der Börse noch nicht niedrig genug. Ueberdies fürchte sie Bismarck, weil er den preußischen Finanzminister die Anleihe durch die Preussische Seehandlung auflegen ließ und nicht durch die Bankiers und Banken, denen damit ein glatter und risikoloser Profit entging. Daher kam es dahin, daß am 4. August 1870, als die Anleihe zur Zeichnung auslag, von ihr nur gerade etwas mehr als die Hälfte gezeichnet wurde. Am demselben 4. August aber erstürmten die deutschen Truppen Weihen-

burg, und als am nächsten Tage in Berlin dieser große und für die Zukunft so verheißungsvolle Sieg bekannt wurde, wurden plötzlich auch die Börse und die Banken höchst patriotisch und wollten die Anleihe nunmehr mit großen Summen nachzeichnen. Der damalige preussische Finanzminister, Herr Camphausen, zeigte aber ein erfreuliches Rückgrat und grüßte den Rest der Anleihe nur zu einem weit höheren Kurse durch die Seehandlung heraus. Wenn sich jetzt die Zeichnungen auf die Kriegsanleihen ganz anders abgespielt haben als 1870, so beweist das eben, daß die deutsche Volkswirtschaft und die deutsche Kriegsführung von vornherein ein unbegrenztes Vertrauen gewähren und genießen als damals. Die Stärke der deutschen Volkswirtschaft und des deutschen Heeres aber beruht in letzter Linie auf dem gewaltigen Fundament der deutschen Arbeit in Volkswirtschaft und Heer. Die persönliche, technische, intellektuelle und moralische Hebung der deutschen Arbeiter haben dem deutschen Kapitalismus in den letzten vierzig Jahren einen ungeheuren Zuwachs an Kraft und Profit gebracht und dem deutschen Volksheer einen Inhalt gegeben, daß es gegen eine Welt von Feinden Sieger bleibt. Diese unvergleichliche Steigerung der Qualitäten der deutschen Arbeiter haben die deutsche Sozialdemokratie, die deutschen Gewerkschaften und die deutschen Genossenschaften auf das Glänzendste unterstützt, zum Teil überhaupt erst geweckt und entwickelt. Es muß daher immer wieder gesagt werden, daß sie es sind, denen die Riesensiege Deutschlands draußen auf dem Felde wie drinnen im Innern Unvergleichliches verdanken.

Der Erfolg der deutschen Kriegsanleihen bekommt einen weiteren neuen Glanz, wenn man ihn in Vergleich stellt mit den Erfolgen der Kriegsanleihen in Feindesland. Wir haben im September mit der ersten Anleihe gegen 4½ Milliarden Mark aufgebracht und werden jetzt neun Milliarden Mark aufbringen, das sind 13½ Milliarden Mark, die eine Anleihe summe darstellen, wie sie bisher der Weltmarkt noch niemals gesehen hat. Auch die Kriegsanleihe des verbündeten Oesterreich-Ungarns hat im November vorigen Jahres einen ansehnlichen Erfolg gehabt. Die Anleihe hat dort über 3½ Milliarden Kronen aufgebracht, die beweisen haben, wie sehr unsere Feinde auch die Finanzkraft Oesterreich-Ungarns unterschätzt hatten. Diesen Erfolgen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegenüber hat lediglich England mit seiner Anleihepolitik einen Erfolg erzielt, der sich neben dem unfrigen halbwegs sehen lassen kann. England hat erst zwei Monate später als wir, im November vorigen Jahres, zu einer Anleihe zu schreiten brauchen, hat aber gleich den auch in der englischen Finanzwirtschaft bisher unerhörten Betrag von 7 Milliarden Mark aufgelegt. Die letzte Einzahlung darauf hat aber erst am 26. April dieses Jahres stattgefunden. Ferner wurde die Bank von England veranlaßt, die Zeichnungen auf die Anleihe in einer Art zu erleichtern, von der der deutsche Reichsbankdirektor am 10. März im Reichstag mit Recht sagte, daß sie in der Geschichte der Notenbanken beispieslos sei. Die Bank von England mußte nämlich gegen Hinterlegung von Kriegsanleihe ohne weitere Sicherstellung sofort Vorschüsse bis zur vollen Höhe des Emissionssturses geben und eine Verzinsung von 1 Prozent unter dem Bankfuß und für volle drei Jahre akzeptieren. Dem gegenüber bevorzugen unsere Darlehnsklassen die Kriegsanleihe nur wie bekannt bis zu 75 Prozent und auch nicht zu 1 Prozent unter Bankfuß, sondern zu ½ Prozent über Bankfuß, und dann auch nicht auf drei Jahre, sondern nur auf sechs Monate, vorbehaltlich einer Prolongation. Im übrigen betragen die ganzen Vorschüsse der deutschen Darlehnsklassen auf die 4½ Milliarden Kriegsanleihe nur etwas über 300 Millionen Mark, also etwa 8½ Prozent des ganzen. Die Bank von England hat sich bisher bezeichnenderweise in allen Sprachen der Welt darüber ausgesprochen, wie groß ihre Vorschüsse auf die englische Anleihe geworden sind. Der Kurs der ersten deutschen Kriegsanleihe ist über den Ausgabekurs von 97½ Prozent zeitweilig schon auf über 100 gestiegen, und die zweite Anleihe hat deshalb zum Nutzen des Reiches einen um 1 Prozent höheren Emissionskurs aufweisen können. Die englische Kriegsanleihe hat ihren Ausgabekurs von 95 Prozent nicht einmal behaupten können, er ist zeitweilig um mehr als 1 Prozent zurückgegangen. Wenn die Dinge so in England stehen, so braucht man für die Finanzkraft Frankreichs und erst recht für die des gelegneten Rußlands mit der unfrigen keine Vergleiche anzustellen. Die letzte Rettung Frankreichs und Rußlands sollte die sogenannte „gemeinschaftliche Anleihe des Dreiverbandes“ bringen, auf deutsch: eine Anleihe für Rußland und Frankreich auf Kosten Englands, eine so schöne Absicht, daß sie sich, wie bekannt, bei dem smarten Geschäftsgeist der Engländer dann auch zerschlagen hat.

Unser Riesensieg auf dem finanziellen Kriegsschauplatz ist also, wo man ihn auch immer anpacken mag, eine Erscheinung, die wohl Berechtigung gibt, Begeisterung und rückhaltlose Freude auszusprechen. Sicherlich hat niemand von uns mit Bestimmtheit

einen solchen Riesensieg erwarten können und erst recht niemand von unsern Feinden. Nachdem nun in den letzten Tagen die amtliche Erklärung bekanntgegeben ist, daß wir in unserer Getreiderversorgung bis zur neuen Ernte und weit darüber hinaus fest und sicher auskommen, hat dieser Milliardenfieg auch an seinem Teile die Ausschungsrungspläne unserer Feinde auf ihre ganze Nichtigkeit und Unmöglichkeit restlos zurückgeführt; das deutsche Heer und die deutsche Flotte aber werden das Uebrige tun. Das deutsche Volk kann daher allüberall die unerschütterliche Zuversicht behalten, aus diesen furchtbaren Zeiten siegreich in eine neue Zeit hinüberzugehen.

Von den Kriegsschauplätzen.

Die Flieger entfalteten in den letzten Tagen wieder eine lebhaftige Tätigkeit. Feindliche Flieger staketen Ostende und Freiburg im Breisgau einen Besuch ab. In Ostende fielen mehrere Belgier den Bomben zum Opfer, während bei Freiburg anscheinend kein nennenswerter Schaden angerichtet wurde. Hier gelang es auch, die Flieger herabzuholen und gefangen zu nehmen.

Die Russen hatten bei der Wiedereinnahme von Memel durch die deutschen Truppen über 3000 Deutsche zu verschleppen versucht. Zum Glück gelang es den deutschen Verfolgern, den Russen ihre Beute wieder abzugeben. Mit welcher Freude mögen die Verschleppten die Ankunft der deutschen Truppen begrüßt haben. Würden sie doch so vor einem ungewissen, vielleicht harten Schicksal bewahrt.

Der im Verlag des „Katholik“ erscheinende „Kurjer Glasnik“ bringt nachstehende Veröffentlichung: Angesichts der Befürchtungen, die in polnischen Kreisen durch die Ankündigung entstanden waren, für die neuen russischen Greuel in Memel Vergeltung an Dörfern und Gütern in dem von Deutschland okkupierten Gebiet zu nehmen, haben wir uns an das Große Hauptquartier mit einer Anfrage gewandt und folgende Antwort erhalten: „Der Feind ist Rußland, folglich kommt für Repressalien nicht polnischer, litauischer oder jüdischer Weise in Betracht, sondern nur russischer.“ Diese Erklärung des deutschen Hauptquartiers beseitigt so manchen Zweifel und so manche Befürchtung, die angesichts der Ankündigung der deutschen Vergeltungsmaßnahmen hier und dort laut wurde.

Die Uebergabe von Przemyśl ist, wie jetzt feststeht, erst erfolgt, nachdem die Besatzung sich keinen Augenblick länger halten konnte. Am Morgen der Uebergabe war auch der letzte Bissen Brot verzehrt. In den 4½ Monaten der Belagerung hatte man sich auf das äußerste beschränkt; die Zufuhr von Lebensmitteln durch Luftschiffe war unmöglich. Wie der Kriegsminister erklärt haben soll, befanden sich in der Festung höchstens 25 000 Soldaten, einschließlich der Schanzarbeiter, während die Zahl der Russen von ihm auf etwa 60—80 000 geschätzt wurde.

In den Karpathen werden von den Russen die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, um die Einbruchsstelle nach Oberungarn wieder zu gewinnen. Bei diesem Kampf hat es den Anschein, als ob die Russen alle verfügbaren Kräfte zur Festhaltung Galiziens eingesetzt haben und an anderen Fronten wieder Gelände fortgeben, nur um das ursprüngliche Kriegsziel, die Besetzung Galiziens, festzuhalten.

Im englischen Unterhaus beschäftigte sich Grey eingehend in einer Rede über den Ursprung des Krieges. Er führte aus: „Der Krieg hätte durch eine einfache Konferenz unter den Mächten verhütet werden können, wenn Deutschland zugestimmt hätte. Frankreich, Italien und Rußland erklärten sich im Juli 1914 bereit, die Konferenz anzunehmen und nachdem England einen Vorschlag dazu gemacht hatte, schlug man dem Zaren und dem Deutschen Kaiser vor, daß der Streit an das Haager Schiedsgericht verwiesen werden sollte. Aber Deutschland lehnte jeden Vorschlag ab, den Streit auf solche Weise zu schlichten. Daher ruht die Verantwortung, Europa in einen Krieg gestürzt zu haben, allezeit bei Deutschland. Der Streit zwischen Oesterreich und

Serbien, den Deutschland als Belegenheit zum Kriege benutzte, war viel leichter zu schlichten, als zwei Jahre früher die Balkankrise, die mit gutem Erfolge überwunden wurde. Deutschland mußte aus seiner Erfahrung mit der Londoner Konferenz, daß es auf unsern guten Willen für den Frieden bei dieser Konferenz rechnen konnte. Wir suchten auf der Londoner Konferenz keinen diplomatischen Triumph, intrigierten nicht und arbeiteten unparteiisch und ehrenhaft für den Frieden. Wir waren im Juli bereit, das wieder zu tun. Wir gaben in den letzten Jahren Deutschland wiederholt die Versicherung, daß ein Angriff auf das Deutsche Reich von unserer Seite keine Unterstützung erhalten würde. Wir lehnten nur das unbedingte Versprechen ab, neutral zu bleiben, wie aggressiv immer sich auch Deutschland gegen seine Nachbarn verhalten würde. Wir wissen jetzt, daß Deutschland sich so sehr auf den Krieg vorbereitete, wie das nur ein Land tut, das den Krieg will. Dies ist das vierte Mal in der Erinnerung des noch lebenden Geschlechts, daß Preußen in Europa Krieg führt. Wir wissen urkundlich, daß Preußen in den Jahren 1864, 1866 und 1870 den Krieg wollte. Dasselbe geschah jetzt und wir sind entschlossen, daß es das letzte sein soll." Grey fuhr fort. Er habe lange vor dem Krieg Belgien versprochen, daß England niemals seine Neutralität verletzen würde, solange sie von andern respektiert bleibe. Wenn Deutschland in Belgien einfiel, so waren wir verpflichtet, dem mit aller unserer Kraft entgegenzutreten. Wenn wir das nicht im ersten Augenblick getan hätten, glaubt jemand heute noch, daß wie Deutschland Belgien angriff, die bürgerliche Bevölkerung niederstößt und das Land verwüstete, in einer Art, die alle die Kriegsgebräuche und die Humanität verletzte, glaubt da jemand, daß wir stillsitzen und zusehen könnten ohne ewige Schande? Eine wesentliche Friedensbedingung muß die Wiederherstellung des unabhängigen nationalen Lebens und des freien Besitzes seines Gebietes für Belgien sein und, so weit möglich, eine Entschädigung für das ihm geschahene grausame Unrecht. Die große Idee, für die die Alliierten kämpfen, ist die, daß die Nationen Europas ihr eigenes unabhängiges Leben führen und ihre eigene Regierungsform und eigene nationale Entwicklung in voller Freiheit ausüben können, gleichwohl, ob es große oder kleine Nationen sind. Wir lernen seit Beginn des Krieges von deutschen Professoren und Publizisten das deutsche Ideal kennen. Es ist das, daß die Deutschen ein überlegenes Volk sind, dem alles erlaubt ist, was zur Macht führt und gegen die jeder Widerstand Unrecht ist. Die Deutschen erstreben die Herrschaft über die Nationen des Kontinents, diese ist nicht Freiheit, sondern Dienstherrschaft unter Deutschland. Er selbst wolle lieber umkommen oder den Kontinent verlassen, als unter solchen Bedingungen leben.

Zu dieser Rede Greys wird von Wolffs Bureau erklärt: „Sir Edward Grey versichert, daß es sich während des Balkankrieges um eine Konferenz handelte, die Interessen der verschiedenen Großmächte mit der endgültigen Regelung der Verhältnisse auf dem Balkan auszugleichen. Der Streitfall zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien betrifft nur zwei bestimmte Staaten. Die Entscheidung dieses Streitfalles einer Konferenz von Mächten zu übertragen, die in keiner Weise daran beteiligt waren, wäre mit der Würde einer Großmacht unvereinbar gewesen und hätte lediglich Rußland die Zeit gegeben, durch Mobilisierung seiner ungeheuren Armee die Freiheit der Entschlüsse der Konferenz illusorisch zu machen. Welche Macht sich auf jede Weise auf den Krieg vorbereitet hatte, ergeben die von der englischen Regierung stets gelegentlich geheime politischen und militärischen Abmachungen Englands mit Rußland, Frankreich und Belgien. Daß nicht die Rücksichtnahme auf Belgien, dessen Unabhängigkeit und Integrität durch die bekannte Erklärung Deutschlands gesichert war, Englands Beteiligung am Kriege bedingt hat, hat selbst die „Times“ in einem plötzlichen Anfall von Wahrheitsliebe unlängst zugegeben. Welches Land die Freiheit der kleinen Völker bedroht, zeigt die ganze Geschichte des englischen Kolonialreiches, sowie der Gebrauh, den England von dem Gewaltmittel seiner Flotte im gegenwärtigen Kriege macht.“

In einer Note an England und Frankreich vom 19. März protestiert Holland entschieden gegen die angedrohten Maßnahmen dieser Länder gegenüber neutralen Schiffen. Mit Recht wird in der Note auf die Unantastbarkeit der neutralen Flagge hingewiesen und betont, daß die holländische Regierung die Erklärung, unter ihrer Flagge werde kein Transport von Gütern aus oder nach Deutschland oder von Gütern deutschen Eigentums stattfinden, nicht abgeben könne, da die Uebernahme einer solchen Verbindlichkeit auch gegen die Pflichten der Neutralität verstoßen würde. Das Vorgehen der beiden Staaten sei eine ernste Verletzung des Grundprinzips des Völkerrechts. — Wir glauben kaum, daß diese Note Erfolg haben wird. England erkennt nur dann das Völkerrecht an, wenn dasselbe unter dem Zwange der Verhältnisse von anderen verletzt wird. Wenn es aber selbst in flagrantier Weise gegen die Prinzipien des Völkerrechts verstößt, dann, ja Bauer, das ist ganz etwas anderes!

Komische Käuze scheinen in Mailand der dortigen Gruppe der internationalen Friedensgesellschaft anzugehören. Sie ersuchen nämlich Italien, sofort in den Krieg einzutreten, weil — derselbe dann schneller beendet würde. Und so etwas nennt sich Friedensfreund!

Wie die „Frankf. Zig.“ mitteilen weiß, ist angeblich von verschiedenen Seiten einige Tage nach der Eröffnung

der Operationen vor den Dardanellen ein Dreierbandes versucht worden, der Türkei einen Friedensschluß nahezu legen. Dieser Versuch schlug jedoch fehl. Wenn diese Nachricht zutrifft, dann wirft sie ein eigenartiges Licht auf die Siegeszuversicht des Dreierbandes in dem Kampf um die Dardanellen.

Gegen Frankreich und Belgien.

Zeppeline über Calais.

Nach Londoner Meldungen erfolgte ein neuer deutscher Luftangriff durch 3 Zeppeline auf Calais. Da jedoch die Scheinwerfer die Luftschiffe bald aufgefunden hatten und die Spezialgeschütze der Sorts ein rasendes Feuer auf sie eröffneten, machten die Zeppeline bald kehrt.

Bomben auf Poperinghe.

Auf den Ort Poperinghe, der zwischen Ypern und Beurne, an der Eisenbahn Ypern-Hazebrouk liegt, wurde von Tauben Bomben geworfen. Am Freitag erschien ein anderes deutsches Flugzeug und warf elf weitere Bomben ab, die acht Personen töteten, darunter einige Militärs. Viezzehn Bürger wurden verwundet.

Gegen Rußland.

Der österreicherische Tagesbericht

vom Dienstag lautet: Die Kämpfe im Karpathenabschnitt vom Ujsofer Paz bis zum Sattel von Aniehra dauern fort. In den letzten Tagen wurden wieder starke Angriffe des Feindes zurückgeschlagen und 3300 Russen hierbei gefangen genommen. In einem Gefecht, das um die Höhen von Wyszow geführt wurde, gelang es, den Gegner aus seiner Stellung zu werfen und 8 Offiziere und 685 Mann gefangen zu nehmen. An den übrigen Fronten ereignete sich nichts wesentliches.

Zum Fall der Festung Przemysl

schreibt der Kriegsberichterstatter der „Wiener Neuen Freien Presse“ u. a.:

Die Ereignisse von Przemysl entwickelten sich rascher, als man allgemein erwartete. Freitag unternahm die Besatzung noch einen Ausfall nach Osten. Feldmarschall Leutnant v. Lamajin mußte sich aber neuerdings davon überzeugen, daß Przemysl von einem undurchdringlichen russischen Fortgürtel umgeben war. Die Russen griffen nun am Sonntag und Montag von Norden und Osten an, wo sie sich im Dezember schon des Stützpunktes Ra Gorach bemächtigt. Der Angriff wurde von der Besatzung blutig abgewehrt. Unsere Artillerie verlor noch so viel Munition, wie irgend möglich. Unterdessen wurden die wichtigsten Teile der Umwallung, soweit die Sprengmittel ausreichten, zerstört. Am Dienstag früh begab sich ein Parlamentär des Festungskommandos zum Kommandeur der Belagerungsarmee, um die Modalitäten der Uebergabe zu vereinbaren. Die Festung hielt sich bis zum Neujahr. Schon der letzte Ausfall erzeugte eine arge Entkräftung der sparsam ernährten Leute: Krankheiten in der Festung taten das Uebrige. Das Verhängnis der Festung Przemysl war in allen Stadien der Operationen das gleiche. Ende September und in den ersten Tagen des Oktober, während die Festung die Reorganisation unserer Armeen deckte, indem sie immensen russische Kräfte auf sich zog, verschlechterten sich die galizischen Straßen bis zum Charakter von Hindernissen. Infolgedessen war man während der Schlacht am San gezwungen, die Verwundeten und Kranken statt ins Hinterland zunächst nach der Festung abzuführen. Sie belasteten den Berpflegungsstand, ja man mußte die Feldarmee zum Teil aus den Festungsdepots verpflegen. Die Eisenbahnverbindung konnte erst am 25. Oktober hergestellt werden. Die Straße nach Sanok war am 3. November schon wieder von russischem Geschütz bestrichen. Der militärische Wert von Przemysl sank im Laufe der Zeit immer mehr. Zuletzt konnten die Russen, gestützt auf einen eigenen neuen Fortgürtel und gegenüber der kaum mehr aussatzfähigen Besatzung mit sehr dünnen Zernierungen auskommen. Zum zweiten Mal war es in der letzten Januarwoche, wo die allgemeine Offensive in den Karpathen unter Hereinbrechen eines furchtbaren Wetters zum Stillstand kam, ehe noch die russischen Flanken eingedrückt werden konnten. Die Russen fanden Zeit, sich in Massen zusammenzuraffen. Der Ueberfallsmoment ging verloren, ihre Gegenoffensive war allerdings fruchtlos. Sie konnte Anfang März sogar mit einem neuen Vorstoß unserer Kräfte beantwortet werden. Gerade als dieser sich am hoffnungsvollsten anließ, trat der harte Nachwinter mit überreichen Schneefällen ein. Die darauf folgende russische Aktivität dauerte noch an. Die Besatzung zerstörte die passiven Verteidigungsmittel, Geschütze, Magazine und die Radiostation. Am 22. März morgens um 6.50 Uhr traf das letzte Radiotelegramm aus Przemysl ein. Gleich darauf sprengte die Besatzung die drahtlose Station.

Ein russischer Panzerzug erbeutet.

Am Montag wurde ein russischer Panzerzug von einer österreicherisch-ungarischen Sappeur-Abteilung abgefangen. Die Sappeure hatten sich in der Nähe des Bahndammes eingegraben und ließen den Zug vorbeifahren, worauf sie das Gleis in einer Länge von 40 Metern sprengten. Als der Zug zurückkehrte, wurde er von den Sappeuren mit heftigem Feuer empfangen; er wurde mit Kolddampf zu entkommen und entgleiste. Der Lokomotivführer und der Heizer wurden getötet, ein Teil der Soldaten fiel, der Rest ergab sich.

3 Milliarden Kriegsschaden in Polen und Galizien. In Galizien sind 100 Städte und Marktflecken, sowie 6000 Dörfer durch die Kriegsergebnisse unmittelbar Ruher betroffen. 20 Dörfer sind voll-

ständig zerstört und 9000 Dörfer verarmt. Der Gesamtschaden wird auf 5 Milliarden beziffert.

Der Seekrieg.

Torpedos und Minen.

Reuter meldet: Der White Star-Dampfer „Concord“ wurde bei dem Leuchtschiff Royal Sovereign torpediert. Die Besatzung wurde gerettet und in Dover gelandet. — Der 3863 Tons große, in Hull beheimatete Dampfer „Wolverton“ ist bei Fontana im Schwarzen Meer auf eine Mine gelaufen und hat schweren Schaden am Vorschiff erlitten. Ein Mann der Besatzung wurde getötet, drei Mann wurden verletzt.

Zum Untergang des „Caintorr“, der eine Ladung Steinkohlen führte, wurde 11 Meilen von Beachy Head torpediert. Er fuhr im Augenblick der Explosion in westlicher Richtung. Der Steuermann sah den Torpedo, bevor das Schiff getroffen wurde. Die Explosion war sehr stark, aber die Mannschaft war imstande, ohne Schwierigkeiten die Boote flotszumachen. Rettungsboote von Caibourne und Newhaven eilten zur Hilfe. Das deutsche Unterseeboot wurde in einer Entfernung von etwa 350 Metern gesehen.

Die 30 Mann betragende Besatzung des Dampfers „Kiewaughy“, der zwischen Hull an der englischen Küste und die Niederlande verkehrte, ist Sonntag von einem Torpedoboot in Brimingham an der Humbermündung nördlich Hull gelandet und nach Hull gebracht worden. Das Schiff begann am Freitag abend in der Nähe von Bridlington, nördlich von Hull aus unbekannter Ursache zu sinken und strandete bei Withernsea nördlich der Humbermündung.

Erhöhte Schiffsprämien.

Infolge der Ereignisse der letzten Woche stiegen in England die Prämien sehr bedeutend; 30 und 40 Schilling wurden für Versicherungen gezahlt, die früher für 20 Schilling abgeschlossen wurden. Unter den Verlusten befinden sich einige Schiffe, die zwar als vernichtet angegeben sind, von denen man aber nicht weiß, ob der Verlust auf kriegerische Ursachen oder Unfälle anderer Art zurückzuführen ist. In Fällen, in denen verschiedene Versicherer für jedes einzelne dieser beiden Risiken haftbar sind, entstand die Ungewißheit, wer die Versicherungssumme zu bezahlen hätte.

Die Kämpfe im Orient.

Die Schiffsverluste an den Dardanellen

Sind nach Meldungen aus Athen noch größer, als bisher angenommen wurde. Nach diesen Blättermeldungen sind außer sieben teils gesunkenen, teils havarierten Schiffen der Alliierten durch alle übrigen Angriffe der Alliierten zehn Kampfschiffe beschädigt. Sie besitzen teilweise nur noch einen geringen Gefechtswert. — Das gewöhnlich gut informierte Blatt Turan in Konstantinopel meldet, daß ein französischer Kreuzer vom Typ des „Charlemagne“, der nach Tenedos in beschädigtem Zustand gebracht wurde, gestern dort gesunken sei. — Dagegen sei das Linieneschiff „Gaulois“ nicht vernichtet, sondern soll, sobald es die Witterung gestattet, flott gemacht und in ein Trockendock gebracht werden. Die Verbesserungen an dem englischen Panzerkreuzer „Inflexible“ sollen in kurzer Zeit beendet werden können.

Auch die Menschenverluste der Verbündeten umfassen eine wesentlich höhere Zahl, als die Engländer zugeben. Wie sich „Sera“ aus Athen berichten läßt, hat die verbündete Flotte bei den bisherigen Kämpfen um die Dardanellen einschließlich der Besatzung der untergegangenen Schiffe 7000 Mann verloren, darunter 1150 Verwundete.

Die Auffüllung der gegnerischen Flotte

zur Fortführung der Operationen soll durch die zwei französischen Ober-Dreadnoughts „France“ und „Courbet“, durch die vier französischen Linieneschiffe „Danton“, „Mirabeau“, „Diderot“ und „Condorcet“ und durch fünf Torpedoböjäger verstärkt werden. Zwei englische Linieneschiffe sollen bereits eingetroffen sein. Bemerkenswert ist, daß auch dabei wieder nicht die Schiffe der „ersten Seemacht der Welt“ am stärksten vertreten sind, sondern daß wieder die Franzosen zunächst vorgeschickt werden sollen.

Die Türken an der Arbeit.

Englische Flieger wollen festgestellt haben, daß die Türken die Gefechtsparanien in den Dardanellen eifrig zur Ausbesserung ihrer Batteriedeckungen in den Forts ausnützen, indem sie dicke Mauern von Sandjücken herstellen. Auch sind mehrere türkische Minenleger aus Werk gegangen, die etwa 400 neue Minen gelegt haben. Falls ein neuer Versuch zur Besetzung der Dardanellen auf dem Wasserwege erfolglos bleiben sollte, werde man eine kombinierte Aktion mit Landtruppen unternehmen, die an mindestens drei Stellen ans Ufer gebracht werden sollen.

Von der russischen Hilfe.

Wie der Secolo aus Bukarest meldet, soll Rußland ein Expeditionskorps von 250000 Mann und 170 Schiffen in Odessa zusammengezogen haben, um es gegen die europäische Küste der Türkei zu werfen.

Allerlei Kriegsnachrichten.

Die preussische Verlustliste Nr. 181

weist folgende Regimenter auf:
Infanterie usw.: Garde: 1., 2. und 3. Garde-Regiment; Grenadier-Regimenter Franz und Elisabeth. — Grenadier-, bezw. Infanterie-, bezw. Jäger-Regimenter Nr. 3, 5, 8, 10, 11, 18, 21 (1. auch Gr.-Inf.-Regt. Rungel), 22, 23, 28, 30, 31, 33, 35, 38, 40, 49 (1. Gr.-Inf.-Regt. Rungel), 52, 56, 60, 62, 63, 67, 72, 73, 76, 79, 83, 85, 89, 113, 114, 118, 132, 135 (1. Festungs-Maschinengewehr-Abt. Nr. 11), 138, 140, 142, 145, 148, 151, 152, 154, 155, 161, 163, 164, 168, 170. — Reserve-Infanterie-Regimenter Nr. 1, 5, 11, 17, 19, 21, 28, 31, 35, 40, 51, 60, 65, 66, 68, 69, 71, 75, 76, 80, 83, 86, 88, 92, 94, 99, 110, 201, 204, 205, 208, 211, 213, 214, 219, 223, 225, 226, 227, 230, 232, 261, 269. — Ersatz-Infanterie-Regimenter Königsberg III und Rungel. — Reserve-Ersatz-Regt. Nr. 2. — Landwehr-Infanterie-Regimenter Nr. 2, 7, 11, 12, 13, 18, 22, 31, 34, 35, 38, 39, 46, 55, 61, 66, 73, 76, 77, 80, 81, 83, 109, 118. — Brigade-Ersatz-Bataillone Nr. 33, 81. — Landsturm-Bataillone Darnstadt, Deutsch-Krone (1. Gr.-Inf.-Regt. Rungel), H Glogau, I Hagenau, Mainz, I Metz, Molsheim, I Otrawa, (letztere beiden 1. Gr.-Inf.-Regt. Rungel). — Bataillon Engels [früher Landsturm-Bataillon Rusbach] 1. Gr.-Inf.-Regt. Rungel. — Jäger-Bataillon Nr. 4; Reserve-Jäger-Bataillone

Regiment Nr. 2, 4, 11; Reserve-Regiments-Maschinengewehr-Abteilung Nr. 3. Kavallerie: Kürassiere Nr. 6; Landwehr-Kavallerie-Regiment Blant; 3. Landwehr-Esdrone des Gardekorps (siehe Landw.-Kav.-Regt. Blant). Feldartillerie: Regiment Nr. 9, 27, 33, 44, 46, 50, 52, 80; Reserve-Regiment Nr. 44; 50. Fußartillerie: Regiment Nr. 1, 4, 8; Reserve-Regiment Nr. 1, 6, 8; Reserve-Bataillon Nr. 25; Reserve-Batterie Nr. 26; Haubitzen-Bataillon Grafhoff der 10. Landwehr-Division. Pioniere: Regiment Nr. 23, 29, 31. — Bataillone: I. und II. Nr. 2, I. Nr. 3, II. Nr. 6, I. Nr. 7, I. Nr. 8, I. Nr. 14, I. Nr. 15, I. Nr. 21, II. Nr. 27, III. Nr. 28; Ersatz-Bataillone Nr. 1, 2, 9, 21, 44, 46, 49, und 50. Reserve-Kompagnie; 3. Landwehr-Kompagnie des VI. und I. des IX. Armeekorps. Verkehrsgruppen: Eisenbahn-Baukompanie Nr. 6. Munitionskolonnen: Reserve-Infanterie-Munitionskolonne Nr. 5 des XVII. Armeekorps; Artillerie-Munitionskolonne Nr. 2 der Garde-Ersatz-Division. Armierungs-Bataillon Nr. 16. Sanitäts-Formationen: Sanitäts-Kompagnie Nr. 1 des I. Armeekorps; Reserve-Sanitäts-Kompagnie Nr. 49. Festungs-Hauptkaserne Königsberg i. Pr. — Freiwillige Krankenpflege. Train-Abteilung Nr. 10. — Fuhrparkkolonne Nr. 3 des VIII. Armeekorps. — Parkkolonne Nr. 6. — Reserve-Bäckerei-Kolonnen Nr. 10 des VIII. Reserve-Korps. Bewachungs-Kommando des Gefangenenlagers Gardelegen. Feldpoststation Nr. 112. Sächsische Verlustliste Nr. 124. Württembergische Verlustliste Nr. 141.

Wir heben hervor: Reservist Wilhelm Bogler, Jizau, Fürstentum Lübeck, leicht verwundet (Inf.-Regt. 80. Gefechte am 2. und 10. Sept.; 27. Jan. bis 7. März). — Ersatzreservist Heinrich Siegel, Schönberg, gefallen 4. März (Landwehr-Inf.-Regt. 31). — Sekretär der Reserve Friedrich Westphal, Lübeck, bisher verwundet, ist gestorben (Inf.-Regt. 168). — Wehrmann Heinrich Schütt, Lübeck, bisher verwundet, gestorben in französischer Gefangenschaft; Wehrmann Wilhelm Wigger, Lübeck, bisher verwundet, gestorben in französischer Gefangenschaft (Brigade-Ersatz-Bat. 81). — Jäger Heinrich Woll, Grenzmühlen, leicht verwundet (Reserve-Fäger-Bat. 18. Gefechte am 27. und 28. Okt., 1., 10. Febr., 7. bis 9. März).

Feindliche Flieger über Freiburg.
Am Montag erschienen feindliche Flieger über der offenen Stadt Freiburg im Breisgau. Sechs Bomben wurden abgeworfen, ohne besonderen Schaden anzurichten. In einem Dorf ist ein Kirchendach durch einen Bombensplitter leicht verletzt worden. Bei Feldkirch mußte das Flugzeug niedergehen; die beiden Flieger wurden festgenommen.

Entlassung dienstuntauglicher Deutscher aus Rußland.
Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ teilt zur Entlassung dienstuntauglicher Deutscher aus Rußland mit: Im Anschluß an die Meldung über eine mit der russischen Regierung getroffene Verständigung wegen der Erlaubnis zum Verlassen Rußlands für dienstuntaugliche Deutsche im wehrfähigen Alter wird darauf hingewiesen, daß es sich für Angehörige der in Beträcht kommenden Deutschen empfiehlt, sich nach einiger Zeit, falls diese bis dahin nicht in Deutschland eingetroffen sind, an das Auswärtige Amt zu wenden.

Der Kolonialkrieg.
Aus Kapstadt meldet Reuters: General Botha sandte in der Nacht zum 19. März den Kommandeur Collins mit dem linken Flügel der zweiten berittenen Brigade von Husab nach einem Punkt nördlich von Porteburg. Zugleich wurde Oberst Albert mit dem rechten Flügel derselben Brigade ausgesandt, um Porteburg anzugreifen. Collins war nicht imstande, den Feind aus seinen stark verchanzten Stellungen zu werfen. Porteburg wurde durch Oberst Albert bei Tagesanbruch angegriffen. Der Feind ergab sich um 3 Uhr nachmittags, über zweihundert Mann stark. Am Abend des 19. März begab sich die erste berittene Brigade unter Oberst Brits von Husab nach Ried, das am Morgen angegriffen wurde. Botha begleitete diese Brigade. Oberst Brits bekam bei Sonnenaufgang Föhlnung mit dem Feinde nach einem Marsch von 25 Meilen; er griff die sehr starke Stellung des Feindes an, dessen rechter Flügel sich auf das Bett des Smatop-Flusses stützte, der durch das feindliche Geschütz- und Maschinengewehrfeuer bestrichen werden konnte. Vor dieser Stellung befand sich offenes Gelände, das auf eine Entfernung von 800 Yards keine Deckung bot. Die erste Brigade kämpfte den ganzen Tag, aber der Feind begann erst spät abends zu weichen; er zog sich schließlich zurück, nachdem er die Pumpeneinrichtung in die Luft gesprengt hatte. Der Feind verlor 8 Tote und 8 Verwundete. Die Unionstruppen hatten viel unter Hunger und Durst zu leiden. Einige hatten 30 Stunden kein Wasser und nichts zu essen gehabt. (Ueber die Verluste der Engländer wird bezeichnender Weise nichts gemeldet.)

Einschränkung der Weizenausfuhr in Amerika?
Das Ackerbau-Departement zu Washington glaubt, daß die augenblickliche große Weizen- und Mehlausfuhr nach Europa nicht andauern dürfe ohne Gefahr für Amerikas eigenen Bedarf. Am 1. März wären über den eigenen Bedarf hinaus noch 19 Millionen Bushels vorrätig, aber bei dem jetzigen Exportumfang wären 114 Millionen nötig, um bis zur neuen Ernte im Juli gedeckt zu sein.
Frankreich hat sich erboten, die Baumwollladung der „Dacia“ zu kaufen, da festgestellt wurde, daß sie Eigentum von Amerikanern ist.

Die japanische Faust in China.
Nachdem China sich bereit erklärt hat, die größtmögliche Zahl von Märkten in der Mandchurei dem fremden Handel zu eröffnen, legte Japan, dem Befürworter Korrespondenten des Daily Telegraph zufolge, China eine Liste von 27 Städten in der Südmandchurei und der Ostmongolei vor, die dafür in Betracht kommen würden. Es sind fast sämtlich Orte mit mehr als 10 000 Einwohnern. Diese Angelegenheit war schon beinahe geregelt, als Rußlands Forderung kam, daß es in der Sache zu Rate gezogen werden wolle.

Politische Rundschau.
Deutschland.
Kriegskostenaufschläge.
Dem 2. ppischen Landtage ist eine Vorlage über die Erhebung einer Kriegsteuer zugegangen. Es handelt sich dabei um Aufschläge zur Einkommen- und zur Ergänzungs- (Vermögens-)

in der Steuerstufe
von mehr als 900 — 3 100 Mk. mit 3 Proz.
" " " 3 100 — 10 500 " " 10 "
" " " 10 500 — 20 400 " " 15 "
" " " 20 400 — 30 600 " " 20 "
" " " 30 600 Mk. " " 25 Proz.

und bei der Ergänzungssteuer mit 25 Proz. in allen Stufen. Der Zuschlag soll nur für 1915 und nur für staatliche Zwecke erhoben werden.

Rußland.
Finnland soll mit zu den Kriegskosten beitragen.
Wie aus Helsingfors berichtet wird, ist der finnische Landtag zum 20. April russischen Stils einberufen worden, zwecks Bemilligung einer außerordentlichen Kriegshilfe Finnlands an Rußland in Gesamthöhe von einer Milliarde Mark finnischer Währung. Das wird die Begeisterung für Rußland noch ganz wesentlich erhöhen!

Mus Lübeck und Nachbargebieten.
Mittwoch, 24. März.

Zum Umzug! Die Mitglieder des Sozialdemokratischen Vereins, die am 1. April ihre Wohnung wechseln, werden ersucht, hiervon rechtzeitig den Boten oder dem Parteisekretariat Mitteilung zu machen, damit in der Kassierung der Beiträge keine Verzögerung eintritt. Mitglieder, die nicht kassiert werden, werden ersucht, dies dem Sekretariat mitzuteilen.

Nicht weniger wichtig ist es, daß die Abonnenten des „Lübecker Volksboten“, welche umziehen, dies der Austrägerin oder der Expedition bekannt geben, damit in der Zustellung keine Unterbrechung erfolgt.

Bei den Privatpäckereien nach dem Felde ist in der Adresse auch das zuständige Militär-Paketdepot anzugeben. Da fast alle Verschleppungen und Verluste von Feldpaketen durch mangelhafte Adressierung veranlaßt werden, ist die Angabe des richtigen Militär-Paketdepots in der Adresse etwas sehr Wichtiges. Wer daher seiner Sache nicht völlig sicher ist, tut gut, vor Absendung eines Paketes nach dem Felde erst beim nächsten Paketdepot anzufragen, welches Paketdepot zuständig ist. Unerlässlich ist eine solche Anfrage in allen Fällen, wo in der Feldadresse ein „Armeekorps“, „Reservekorps“ oder „Landwehrkorps“ nicht angegeben ist, weil der Truppenteil einem solchen Korps nicht untersteht. Für Anfragen dieser Art werden, was dem Publikum noch nicht hinreichend bekannt zu sein scheint, an den Posthäkern besondere (grüne) Doppelpostkarten zum Preise von 1 Pfg. für das Stück beigegeben. Zur Bequemlichkeit des Publikums sind darin Anfrage und Antwort so weit möglich schon vorgegedruckt. Die Post besichert diese Karten unentgeltlich.

Wierzehnter Jahresbericht des Arbeitersekretariats in Lübeck.
(Schluß.) Das Sekretariat wurde im Berichtsjahre in Anspruch genommen a) von 8119 männlichen und 5950 weiblichen Arbeitnehmern und deren Angehörigen, b) von 1261 männlichen und 334 weiblichen Gewerbetreibenden, Landwirten, Rentnern, Beamten und deren Angehörigen, c) von 396 Vereinen, Organisationen und Behörden; zusammen 16080. Ihren Wohnsitz hatten diese Besucher wie folgt: 12 473 in Lübeck (Stadt), 1119 in Lübeck (Land), 1052 in Oldenburg, 750 in Mecklenburg, 617 in Preußen, 52 in Hamburg, 2 in Bremen, 1 in Sachsen, 2 in Schweden, 4 in Rußland, 3 in Dänemark, 2 in Württemberg, 2 in Oesterreich, 1 in England.

Der Gegenstand der Auskunft betraf:

a) Arbeiterversicherung:		
Unfallversicherung	2084	
Krankenversicherung	399	
Knappschaftswesen	7	
Invalidenversicherung	604	3094
b) Privatangelegten-Versicherung		110
c) Arbeits- und Dienstvertrag:		
Kündigung und Lohnforderung	1205	
Lehrlingswesen	248	
Gefundeverhältnisse	1209	
Seemannsordnung	146	
Arbeiterlohn	27	
Zeugnisse und Legitimationspapiere	499	
Sonstiges	12	3340
d) Bürgerliches Recht:		
Sachenrecht	1010	
Familienrecht	960	
Erbschaftsachen	779	
Mietrecht	1115	
Schadenersatz und Haftpflicht	396	
Pfändung	366	
Zivilprozeßwesen	360	
Sonstiges	5	4991
e) Gemeinde- und Staatsangelegenheiten:		
Steuersachen	347	
Staatsangehörigkeit, Bürgerrecht	526	
Armenangelegenheiten	106	
Fürsorgeerziehung	20	
Schul- und Kirchenwesen	256	
Militärwesen	388	
Sonstiges	5	1848
f) Strafrecht		866
g) Vereins- und Versammlungsrecht		6
h) Arbeiterbewegung		157
i) Unterstützung der Familien von Kriegsteilnehmern		504
k) Privatversicherung		197
l) Handels- und Gewerbesachen		94
m) Diverses		157
		Summa 15 870

Der Ein- und Ausgang der Schriftstücke: uvm. gestattete sich wie folgt: Es gingen aus 4726 Schriftstücke in Erledigung von Auskünften (davon entfallen auf Auskünfte 3819), sonstige Briefe und Postkarten 599, insgesamt 5325; Geldsendungen 213, Druck- sachen 141. Es gingen ein 1027 Druckfachen, 1514 Briefe, Karten usw., 223 Geldsendungen; zusammen 2764. In 307 Sachen machte sich die Anlegung einer Akte notwendig.

Persönliche Vertretung vor richterlichen Instanzen erfolgte in 95 Fällen für 99 Personen, die 107 Termine im Gefolge hatten, die wir persönlich wahrnehmen mußten und zwar auf folgenden Gebieten: Arbeiterversicherung 126 Fälle, Arbeits- und Dienstvertrag 26 Fälle, Bürgerliches Recht 2 Fälle, Strafrecht 1 Fall. Davon entfielen auf: Oberversicherungsamt zu Lübeck 65 Fälle, Versicherungsamt Gütin 1 Fall, Versicherungsamt Schönberg 1 Fall, Versicherungsamt Wismar 2 Fälle, Oberversicherungsamt Gütin 13 Fälle, Oberversicherungsamt Schwerin 8 Fälle, Oberversicherungsamt Neustrelitz 4 Fälle, Oberversicherungsamt Schleswig 1 Fall, Oberversicherungsamt Hamburg 3 Fälle, Reichsversicherungsamt 36 Fälle, Reichsversicherungsamt für Angestellte 11 Fälle, Gewerbeamt Lübeck 6 Fälle, Gewerbeamt Heide 1 Fall, Oberlandesgericht Hamburg 11 Fälle, die Amtsgerichte: Lübeck 69 Fälle, Hamburg 6 Fälle, Segeberg 2 Fälle, Geestemünde 2 Fälle, Schönberg 12 Fälle, Berlin 5 Fälle, Regna 4 Fälle, Reinfeld 3 Fälle, Leipzig 1 Fall, Wilhelmshaven 2 Fälle, Kiel 2 Fälle, Rüttingen 2 Fälle, Detmold 1 Fall, Han-

Schwartz 5 Fälle, Anrühstadt 1 Fall, Raxeburg 4 Fälle, Stettin 1 Fall, Bosen 1 Fall, Samter 1 Fall, Malschin 1 Fall, Altona 1 Fall, Polzin 1 Fall, Grenzmühlen 6 Fälle, Ballshau 2 Fälle, Danzig 1 Fall, Schwedt 1 Fall, Güstrow 2 Fälle, Rendsburg 1 Fall, Neustadt 1 Fall, Barmen 1 Fall, Isehoe 2 Fälle, zusammen 167 Fälle.

Abesicht über die Bewegung des Mitgliederstandes der Gewerkschaften Lübecks im Jahre 1914.

	Mitgliederstand am Schlusse d. 4. Quart. 1913				
	männlich	weiblich	männlich	weiblich	Zunahme
Bäder	165	—	138	—	27
Bauarbeiter	1065	—	1084	—	19
Böttcher	62	—	53	—	9
Brauerei- u. Mühlenarbeiter	326	19	245	21	79
Buchbinder	43	71	28	52	54
Buchdrucker	197	—	198	—	59
Bureau-Angestellte	66	2	67	2	1
Dachdecker	42	—	39	—	9
Eisenbahner	72	—	41	—	31
Fabrikarbeiter	2740	318	2568	279	211
Freiungehilfen	3	—	—	—	3
Gastwirtsgehilfen	207	2	57	2	150
Gärtner	78	7	54	1	30
Gemeinde- und Staatsarbeiter	381	1	383	1	2
Handels- u. Transportarbeiter	2929	26	2181	26	748
Handlungsgehilfen	52	51	57	57	11
Haus-Angestellte	—	117	—	73	44
Holzarbeiter	645	10	439	8	208
Kupfer- u. Schmiede	11	—	6	—	5
Landarbeiter	5	—	6	—	1
Lithographen und Stein drucker	106	—	113	—	7
Maler	184	—	99	—	85
Maschinen- und Feizer	72	—	70	—	2
Metallarbeiter	2742	588	1950	513	867
Musiker	30	—	28	—	2
Schiffszimmerer	32	—	27	—	5
Schlachter	54	1	30	—	25
Schneider	243	6	162	7	80
Schuhmacher	71	—	39	—	32
Steinarbeiter	29	—	18	—	11
Steinleger	79	—	70	—	9
Tafelarbeiter	60	3	54	2	7
Tapezierer	47	—	26	—	21
Töpfer	41	—	28	—	13
Zimmerer	253	—	184	—	25
Zusammen	13132	1222	10476	1044	41 2878
	14934	11520			Abnahme: 2834

Die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 hat, so schreibt man uns, wie bisher noch keine andere Maßnahme auf dem Gebiete der Nahrungsmittelversorgung den Ernst der Lage klargestellt, daß wir mit unserem Getreide haushalten müssen. Was seit Monaten immer wieder in Zeitungen, Vorträgen und Schriften gepredigt worden ist: „Seid sparsam mit dem Brote“, soll nun durch den Zwang des Gesetzes verwirklicht werden. Aber niemand darf sich verhehlen, daß in der gleichmäßigen Festsetzung einer bestimmten Ration für alle Kreise, die den Bedürfnissen bei harter körperlicher Arbeit Rechnung tragen muß, auch die Möglichkeit liegt, daß gewisse Schichten unserer Bevölkerung mehr Brot erhalten, als sie unbedingt benötigen. Für alle diese gibt es, in gewissenhafter Weise ihren Prokonsum nicht nach dem einzurichten, was ihnen zugeteilt ist, sondern noch selbstständig an ihrer Ration zu sparen. Sparen am Brote kann man aber auch dadurch, daß man seinen Hunger nach Möglichkeit und stärker als bisher durch Ersatznahrungsmittel betriedigt. Darum hat das neue Gesetz in § 39 eine Sparprämie eingeführt für Kommunalverbände, welche weniger als die ihnen zugeteilte Getreide- oder Mehlmenge verbrauchen, und in ähnlichem Sinne ist auch der Vorschlag gemacht worden, daß wiederum die Gemeinden dem, der nicht seine Ration aufbraucht, eine kleine Vergütung zukommen lassen. Jedenfalls möge sich ein jeder Einzelne sagen, daß die Dankbarkeit gegenüber dem Gesetze, das durch eine Verteilungsmaßnahme für ihn gesorgt hat, seine Verpflichtung, im Sinne des Gesetzes an der Broterparnis tätig mitzuhelfen, noch erhöhen muß. Nach wie vor verlangt die Pflicht gegen das Vaterland strengste Sparsamkeit mit dem Brote.

Gedanken der Krieger beim Empfang von Liebesgaben. Ein im Felde stehender baugewerblicher Arbeiter schreibt an den Vorstand des Lübecker Zweigvereins seiner Organisation:

Geschrieben den 28. Februar 1915.
Werte Kollegen!
Freudig überrascht haben mich heute 2 Pakete, die ihr mir als Geschenk nachgeschickt hatten. Nehmt dafür meinen wärmsten aufrichtigsten Dank. Mit aufrichtiger Freude weiß ich euren guten Willen zu schätzen, mit dem ihr uns den Aufenthalt hier im Felde erleichtern wollt. Und ich muß gestehen, unsere Pakete und Briefe aus der Heimat haben uns schon gar oft mal unsere gedrückte Stimmung aufgehheitert. Wenn uns manchmal, was ja auch ganz begreiflich ist, die Stimmung, man möchte wohl sagen, bis unter Null herabgesunken war, und es dann hieß: „Post-sachen empfangen“, so war mit einem Schlage die Stimmung eine gehobene, und wenn man dann das Glück hat, daß die Feldpost einem ein Paket oder Brief aus der Heimat überreicht, dann ist darüber wieder alles andere vergessen. Vergessen ist die gefährliche Situation, in welcher man sich befindet, vergessen ist für den Moment der schaurige Kriegsschauplatz, auf dem man Augenzeuge sein muß, wie Tag für Tag brave blühende Männer ihr schönes hoffnungsreiches Leben diesem unheiligen Kriege zum Opfer bringen müssen. Man läßt dann unwillkürlich seine Gedanken hin-schweifen nach der schönen Heimat, wofür wir, wie die Post-sachen in unseren Händen ja wiederum beweisen haben, nicht vergessen werden. Was den Stand der Dinge hier anbetrifft, so ist er noch immer unverändert. Noch immer spielt die Musik die-selbe schaurige Melodie, welche nun schon sieben Monate lang um keine Tonart verändert ist. Wir haben hier alle (und ich glaube, das werdet ihr uns gewiß nachfühlen) den sehnsüchtigsten Wunsch, von dem ich bestimmt weiß, daß er dem euzigen Begegnen wird, daß diese schreckliche Zeit recht bald ein Ende nehmen möchte. Zudem ich, euch, Werte Kollegen, nochmals meinen wärmsten Dank ausdrücke, zeichnet mit freundschaftlichem Gruß
J. D.

Schont die knospenden Sträucher! Fast alljährlich beim ein-tretenden Frühling ist die Beobachtung zu machen, daß fast jeder dritte Mensch, der von irgendeinem Ausflug zurückkommt, die Hände voller halbtrockener Frühlingstoten hat. Für den Naturfreund ist es im höchsten Maße betäubend, wenn er sieht, wie die spritzenden Sträucher ihrer im Vergessenschud prangenden Spitzen beraubt sind. Mögen die Lehrer in den Schulen, mögen Vorkünder und Eltern ihre Pflegekinder immer und immer wieder auf das Unschöne und Verwerfliche ihres Tuns aufmerk-sam machen, damit der Vandalismus gegen die Frühlingstoten in Feld, Wald und Flur ein Ende nimmt.

Die Zentrale für private Fürsorge wird von Sonnabend, dem 27. März, an geschlossen und am Dienstag, dem 6. April, wieder geöffnet sein. — Wir möchten wiederholt darauf hin-weisen, daß die Zentrale als vertrauliche Beratungsstelle für Hilfesuchende und Wohltäter wirkt. Ihr Geschäftszimmer befindet sich Dankwartsgrube 20, 1. Stock, und sie ist geöffnet täglich von 10 bis 12 Uhr vormittags, am Montag, Mittwoch und Freitag auch abends von 6 bis 7 Uhr. Beifand lachenden Frauen und

Unterstützungen, die Bedürftigen bereits zuteil wurden, erwünscht.
Handelsregister. Am 23. März 1915 ist eingetragen bei der Firma L. Poschell & Co. mit beschränkter Haftung, Lübeck: laut Beschluss der Gesellschafter vom 16. Februar 1915 ist durch Zusatz zu Absatz 1 der § 11 des Gesellschaftsvertrages die Berechtigung des Aufsichtsrats, die Vertretungsbefugnis der Geschäftsführer bzw. der Prokuristen zu bestimmen, abgeändert. Infolge dieses Beschlusses ist der Geschäftsführer F. J. C. Stave nach wie vor befugt, die Gesellschaft allein zu vertreten. Als weiterer Geschäftsführer ist bestellt der Kaufmann M. E. J. Wentkoop in Lübeck. Prokura ist erteilt an Th. H. A. Köhl und U. C. H. Knüppel, beide in Lübeck. Der neu bestellte zweite Geschäftsführer Wentkoop ist nur in Gemeinschaft mit einem Prokuristen berechtigt, die Gesellschaft zu vertreten. Jeder der neu bestellten Prokuristen Köhl und Knüppel ist befugt, zusammen mit einem Geschäftsführer oder einem Prokuristen die Gesellschaft zu vertreten.

Vollständiges Konzert. Für das letzte der in diesem Monat veranstalteten vollständigen Konzerte — das in der stillen Woche fällt aus — hat Herr Kapellmeister Kurt Wängler in Webers „Cunzantbe“ und Beethovens „Camont“-Ouvertüre zwei der beliebtesten und zugleich schönsten Ouvertüren aufs Programm gesetzt. Die Vortragsfolge umfasst ferner Schuberts „Kosmischen“-Musik, Bachanale aus „Tannhäuser“ und „Siegfried“, „Rössl von Wagner und auf vielfachen Wunsch Franz Liszts rassistige 2. ungarische Rhapsodie. Herr Konzertmeister Szanto hat als Solonummer Bachs Charonne für Violine-Solo gewählt, eins der gewaltigsten Werke der gesamten Violinliteratur.

Hamburg. Weitere zehn Millionen Mark zur Bekämpfung von aus den Kriegsverhältnissen erwachsenden außerordentlichen Ausgaben fordert der Senat in einem Antrag an die Bürgerschaft. Die bisher schon bewilligten 25 Millionen sind bis auf rund 600 000 Mk. aufgebraucht.

Kiel. Ein Raubmord ist bei Scharnhagen verübt worden. Dort fand man in einem alleinstehenden Backhaus eine männliche Leiche, die schwere Schädelverletzungen aufwies. Der zweifelhafte Ermordete ist als der Arbeiter Kapota erkannt worden, der in dem Backhaus übernachtet hatte. Der Täter hat sein Opfer beraubt; Barockschiff, Uhr und Kuchschiff fehlten. Als der Mordtat dringend verdächtig wurde ein Arbeiter festgenommen, der mit dem Erschlagenen zusammengewesen war und ebenfalls in dem Backhaus genächtigt haben soll. Der Verhaftete bekennt jedoch seine Unschuld.

Kiel. Kriegsteuerungszulagen für die Arbeiter der Reichswerften. Die Arbeiterauschüsse der drei Reichswerften von Kiel, Wilhelmshaven und Danzig haben infolge der fortgesetzten sehr hohen Steigerung aller Lebensmittel und Bedarfsartikel eine Steuerungsulage für alle Werftarbeiter beantragt. Das Reichsmarineamt hat nun verfügt, daß den Arbeitern vom 15. März ab für die Zeit, die sie als Stundenlöhner im Lohn arbeiten, wenn sie eine Familie zu erhalten haben, eine Kriegszulage von 6 Pfg. pro Stunde bis zum Höchstbetrage von 54 Pfg. am Tage (einschl. der Sonn- und Feiertage, an denen gearbeitet wird) gewährt wird. Für die alleinstehenden Arbeiter beträgt die Stundenzulage 3 Pfg., die Höchstsumme pro Tag 27 Pfg. Die Arbeiterinnen mit Familie erhalten 4 Pfg. bzw. 36 Pfg., die alleinstehende Arbeiterin 2 Pfg., bzw. 18 Pfg. Als Kinder zählen auch unterhaltspflichtige uneheliche Kinder. Verheiratete Arbeiterinnen erhalten dann die höhere Zulage von 4 Pfg. stündlich, wenn der Ehemann infolge Arbeitsunfähigkeit selbst nichts zur Unterhaltung der Familie beitragen kann.

Neueste Nachrichten. Die Kriegslage.

RTB. Großes Hauptquartier, 24. März. (Amtlich.) Westlicher Kriegsschauplatz. In der Champagne fanden nur Artilleriekämpfe statt. Im Briesterwalde nordwestlich Pont-a-Mousson wurde der Feind, der aus einem Geländegewinn streifig zu machen versuchte, zurückgeworfen. Erneute feindliche Angriffe nordöstlich von Vandœuvre und am Reichsackerkopf brachen in unserer Feuer zusammen. Am Hartmannsweilerkopf wird zurzeit noch gekämpft.

Ostlicher Kriegsschauplatz. Unsere nördlich von Memel verfolgenden Truppen machten bei Polingen 500 Russen zu Gefangenen, erbeuteten 3 Geschütze und 3 Maschinengewehre und jagten dem Feind viel geraubtes Vieh, Pferde und sonstiges Gut ab.

ren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Nordwestlich von Ostrolento scheiterten mehrere russische Angriffe. Hier nahmen wir dem Feind 20 Offiziere und 2500 Mann und 5 Maschinengewehre ab. Auch östlich von Plod mihlangen mehrere feindliche Vorkämpfe. Das deutsche Heer sollte herzlichen Dank der tapferen Besatzung von Przemyśl, die nach 4 opfervollen Monaten der Verteidigung nur der Hunger niederzwingen konnte. Oberste Heeresleitung.

Erhöhte Fliegertätigkeit. Berlin, 23. März. Die „Berliner Morgenpost“ meldet aus Genf: Nach einem französischen Bericht warfen deutsche Flieger am letzten Sonntag in Belgien 20 Geschosse auf den Flugplatz Gits und die Eisenbahnlinie der Stationen Lichterwede und Cessen ab. Die deutschen Militärflugzeuge wurden bis Rouffelaere verfolgt. Zehn Geschosse wurden auf die Bahnhöfe von Merkenz und Wismeg geworfen.

Weiter südlich bei La Bassée wurden zwei feindliche Flieger verfolgt und gezwungen, in ihre Linien zurückzugehen. Der Bahnhof von Ropy wurde wirksam bombardiert. Im Wisnetal wurde ein deutscher Flieger durch zwei französische in die Flucht geschlagen.

In der Champagne wurden 500 Pfeile auf einen deutschen Fesselballon geworfen und mehrere Geschosse auf den Bahnhof von Bazincourt sowie auf die feindlichen Batterien von Brimont und Bailly, nördlich von Reims wurde ein deutscher Flieger verjagt.

Im Elsaß holten der Flieger-Sergeant Falze und der Unterleutnant Moreau einen Militärflugzeug herunter. Auf der Eisenbahnlinie westlich von Colmar wurden 6 Bomben und auf den Bahnhof von Sennheim 3 Bomben geworfen. Die Kasernen in Wülheim und der Bahnhof in Utkirch wurden wirksam bombardiert. Am Montag wurde in Belgien der Bahnhof Staden bei Rouffelaere bombardiert und mehrere Bomben wurden mit Erfolg auf das Flugfeld von Bruquette bei Valenciennes geworfen.

In der Aisne-Gegend wurden die Kasernen in La Fère und die Bahnhöfe von Anizi, Chauny, Tergnier und Coucy-la-Château von französischen Fliegern erreicht.

In der Champagne haben das Flugfeld und die Munitionsgelände von Pont-de-Faerger Tag und Nacht hindurch mehrere Bomben von 90 Millimeter erhalten. Die Bahnhöfe von Conflans und Jacuz sowie die benachbarten Gleise wurden mit 40 Bomben bombardiert.

Gewerkschaftsbewegung.

Der deutsche Holzarbeiterverband hat bis jetzt über 3000 Mitglieder im Felde verloren.

Aus Nah und Fern.

Zwei Flieger in der Oberelbe ertranken. Wie das „Meißner Tageblatt“ meldet, ist Donnerstag nachmittag bei Gauernitz ein Flugzeug in der Oberelbe verunglückt. Die Flieger Seblacsek und Meyer aus Döberitz, die vormittags in Döberitz aufgestiegen waren und mittags eine Zwischenlandung in Leiszig vorgenommen hatten, wollten nach dem Cadixer Flugplatz, den sie wegen des dichten Schneetreibens verfehlten. Aus noch nicht aufgeklärter Ursache stürzte das Flugzeug in die Oberelbe und verschwand in den Fluten. Die beiden Flieger wurden später als Leichen angeschwemmt.

Eine erschütternde Episode des Luftkrieges wird in englischen Blättern geschildert. Ein Leutnant als Beobachter mit einem Sergeanten als Führer war von der französischen Heeresleitung beauftragt, eine verdeckte deutsche Batterie festzustellen, deren Feuer großen Schaden anrichtete. „Als wir über die deutschen Linien kamen“, erzählte der Flugzeugführer, „wurden wir von einem furchtbaren Granatfeuer begrüßt. Wir flogen höher und sahen endlich nicht eine, sondern drei Batterien.“ „Da sind sie also!“ sagte der Leutnant und ballte die Faust gegen sie. Dann rief er zu mir gemeldet: „Unsere Aufgabe ist erfüllt, schnell zurück.“ Ich wandte rasch, aber wir waren kaum 500 Meter weit gekommen, als der Regen der Schrapnells schlimmer denn je wurde. Der Rauch hüllte uns in so dicke Wolken, daß es unmöglich war,

andere, exponierten Gerate oder anderen Körper mit anzusehen, Krachen. Einen Augenblick glaubte ich, daß mein Gehirn zerplatzen sei. Gleichzeitig fühlte ich mich plötzlich krank; dann schnitt mir mit einem Male dichter Nebel jede Aussicht ab, jedoch ich wie in Nacht sah. Trotz meiner Schmerzen hielt ich meine Maschine in derselben Höhe, um den Geschossen auszuweichen, die seltener wurden. „Sind Sie gesund, Leutnant?“ rief ich, aber ich bekam keine Antwort. Da ich glaubte, daß er mich nicht gehört hatte, wiederholte ich meine Frage und öffnete dabei meine Augen. Aber ich empfing wieder keine Antwort, und ich sah nichts als tiefe Dunkelheit um mich her. Ich befand mich allein im weiten Raum, 6000 Fuß über der Erde. Ich fürchtete mich und befohl Gott meine Seele, denn ich fühlte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Da ich jedoch die Batterien der Feinde unter mir hörte, so hatte ich nur den einen Gedanken, zurückzufahren, koste es, was es wolle, und die Meldung zu überbringen. Geleitet von dem Geräusch der Schrapnells unter mir wendete ich die Maschine in der Richtung, in der ich zu meinen Kameraden zu kommen hoffte. Ich fuhr in dieser Richtung ungefähr zwei Minuten, als der Leutnant zu meinem Erstaunen plötzlich ausrief: „Achtung, Mann. Höher hinauf!“ Ich rief das Flugzeug so rasch empor, daß es hinausschoß, und dabei die Wetterfahne eines Artillerieturmes mit forttrieb, an dem die Maschine um ein Haar geschnitten wäre. „Danke, Herr Leutnant“, sagte ich, „Sie müssen entschuldigen, aber ich kann nichts sehen. Sind Sie verwundet?“ „Ja“, antwortete er, „ich glaube, schwer; ich fühle mich sehr schlecht.“ „Dann sagte er: „Wenden Sie jetzt nach links, nach mehr nach links.“ So ist's gut. Nun gerade vorwärts!“ Bald zeigte mir ein früherer Kugelregen an, daß wir wieder über den Linten der Deutschen waren, etwa drei Minuten später rief die Stimme des Beobachters: „Nun sind wir da. Ich sehe unsere Leute, die auf uns warten. Laßt den Apparat niedergehen.“ Ich hörte nichts mehr, aber bald landeten wir auf festem Grund und Boden.“ Den Wartenden, die das Flugzeug umringten, bot sich ein erschütternder Anblick dar: der Flugzeugführer war erblindet, für immer des Lichtes beraubt, und neben dem bleichen Mann mit den toten Augen lehnte der leblose Körper des Offiziers, der seinen letzten Atemzug getan hatte.

Handels- und Marktnachrichten.

Schweinemarkt.		
Hamburg, 23. März 1915.		
Auftrieb: 10 800 Stk.	Handel: lebhaft	
Bez. f. 50 kg nach Abzug der Tara	Edaem.	Bez. f. 50 kg Lebendgew.
Nettschweine über 300 Pfund	—	—
Beite schw. r. Schweine üb. 260 Wfd.	110—118	88—94 1/2
Mittelschw. r. Schweine über 240—260 Wfd.	110—114	88—91
Mittelschw. r. Schweine über 200—240 Wfd.	107—109	83 1/2—86
Gute leichte Schweine unter 200 Wfd.	95—100	74—78
Leichtere Schweine	67—88	51—67
Beite Sauen	100—102	80—81 1/2
Leichtere Sauen	65—92 1/2	50 1/2—72

Kälbermarkt.		
Hamburg, 23. März 1915.		
Auftrieb: 1126 Stück.	Handel: recht gut.	
Bez. f. 50 kg Lebendgew.	Edaem.	Bez. f. 50 kg Schlachtw.
Doppellender b. s. 4 Mon. alt	90—99	129—141
Feinste Marktälber I. Qual.	69—75	117—125
Mittlere II.	64—68	109—115
Geringere III.	52—60	95—110

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete“ und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwling, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Visitenkarten
100 Stück von 1.—Mk. an liefert
Buchdruck. Fr. Meyer & Co.

Interate
finden durch den „Lübecker Volksboten“ in den Kreisen des werktätigen Volkes weite Verbreitung und größte Beachtung. Wer auf Erfolg rechnet, interiere im „Lübecker Volksboten“.

Eine Qualitätsmarke **Henkel's Bleich-Soda** Henkel & Co. Düsseldorf. Man achte ausdrücklich auf den Namen **Henkel** und weise minderwertige Nachahmungen zurück!

Danksagung.
Für die so große Beteiligung und die vielen Kranzspenden bei der Beerdigung meines lieben Mannes, unseres guten Vaters (1281)
Carl Barkmann
sprechen wir hiermit allen, die uns ihre Teilnahme erwiesen, unseren herzlichsten Dank aus.
Dorothea Barkmann, geb. Schacht und Kinder.
Lübeck, März 1915.

Konsumverein für Lübeck u. Umgeg.
c. g. m. b. H.
Unter erheblichen Schwierigkeiten und grossen Kosten ist es uns gelungen, einen Transport **rumänisches Petroleum** zu kaufen, welches wir für 35,- pro Liter an unsere Mitglieder abgeben können.
Es ist dieser Preis noch unter Selbstkostenpreis. Nur um unseren Mitgliedern Petroleum zu beschaffen, haben wir uns den Transport kommen lassen.
Zum Einkauf von rumänischem Petroleum braucht die Petroleumkarte nicht vorgezeigt zu werden.
Jedes Mitglied kann zurzeit 2 Liter rumänisches Petroleum erhalten.
Der Vorstand.

Lut nichts, das euch vor den Brüdern im Felde erröten machen könnte!
Wahrhaft der „Kriegshilfe“.

Danksagung.
Allen denen, die unserem lieben Bruder, Schwager und Onkel **Wilhelm Hein** die letzte Ehre erwiesen u. seinen Sarg so reichlich mit Kränzen schmückten, auch Herrn Pastor Stülcken für seine tröstlichen Worte sagen wir hiermit unsern besten Dank. (1267)
Friedr. Klosek u. Frau geb. Hein nebst Angehörigen.
Für die vielen Gratulationen anlässlich der Konfirmation meines Tochter Emma dankt herzlich **Heinr. Lamprecht u. Frau nebst Tochter.** Schwartau, Kalkhof. (1271)
Frau v. 2-Zim.-Wohnung vor dem Hofmeister gesucht. Ang. mit S F 43 an die Gg. (1276)

Geunden in der Johannisstraße e. Hausnummer 1272) Langer Lohberg 51. II.
Damenhüte werden mod und billig garniert. Daselbst auch Auswahl in neuen Hüten. **Hafenburg 37.** (1266)
Stadtheater. 1268
Mittwoch, d. 24. März 1915:
Ueber unsere Kraft.
Schauspiel v. B. Björnson.
Donnerstag, 25. März 1915:
Othello.
Oper von G. Verdi.
Freitag, den 26. März 1915:
Auf vielfachen Wunsch nochmals:
Polenblut
Operette von O. Nedbal.
Trauer-
Mäntel, Röcke, Kleider, Blusen, Kostüme, Hüte, Fiore, Schleier, Schürzen, Schmuck
Auswahlendungen sofort.
Feinrut 8940. (1274)
Hirsch
Sandstraße 23.
Konfirmationsgeschenke:
Taschenuhren Goldwaren Silberwaren empfiehlt billig! (1280)
32 Willi Westfeling, 32
Goltzenstraße

Geil. Aufträge auf Biere in Bierfaß-Automaten à 5 und 10 Liter Inhalt oder Flaschenbier, welches am Sonntagabend geliefert werden soll, erbiten recht bald
Neuer Biervorlag Busch & Co.
Fernsprecher 1313 (1278)
30 Mengstr. 30.

Kriegsbriefe.

Vom nordöstlichen Kriegsschauplatz.

Die Winterschlacht in Nordpolen.

M a c h a r z e, den 3. März 1915.

Wenn die Menschen weinen, dann lachen die Teufel! Es scheint so, als hätten sich alle bösen Gewalten gegen die Menschen verschworen. Man mag die Todesverachtung, den Heldenmut, die Leistungsfähigkeit der Truppen bewundern, kein Christlicher und Einsichtiger kann sich der traurigen Tatsache verschließen, daß all das vielgerühmte Große mit einer Unsumme von Opfern und Leiden in dem von uns nicht gewollten Kriege erkaufte wird. Das, was die deutschen Soldaten und auch russische Truppen leisten, reicht weit hinaus über das Maß dessen, was man gewohnter Weise als menschenmöglich betrachtet. Der gemeinjamte Feind aller Soldaten ist die schlechte Witterung. Vor einigen Tagen lachte die Sonne über frohgestimmte Menschen. Man sah Soldaten ohne Mäntel auf der Straße, Militär und Zivil schoben sich in bunten Bildern durcheinander. Trotz allem Traurigen, Schwere, Trüben wurde Fröhlichkeit laut; jugendliche Truppen zogen vorbei, das klingende Spiel einer Militärkapelle begleitete abmarschierende Armierungsarbeiter. Man konnte glauben, der Frühling mit all seiner Lust und Freude habe die Herrschaft angetreten. Aber am Dienstag, dem 2. März, setzte wieder Frost ein und mächtige Schneemassen legten sich auf die Erde. Die Soldaten haben ihre Mäntel wieder angezogen, Ohrentappen und Kopfschüler angelegt, die Spaziergänger sind ziemlich verschwunden. Selbst das bescheidenste Quartier, jedes Lager im geschützten Raum ist nun ein köstlicher Besitz. An der Front, weitab von größeren Dörfern und Städten, müssen die Soldaten oft tagelang auf solche Wohltat verzichten, des Krieges hartes Maß zwingt sie, viele viele Stunden lang in notdürftig, aufgehobenen, ungeschützten Gräben liegend, jeden Augenblick des Angriffs und der Abwehr gewärtig zu sein. Wiederholt hörte ich in diesen Tagen den Wunsch aussprechen: „Hätten wir doch jetzt die Liebesgaben, die vor Weihnachten in so reicher Fülle aus der Heimat kamen!“ Im Osten könnte man sie nun wirklich sehr gut gebrauchen. —

Im Schneeweise fahren wir durch der Forst, in dem vor 1 1/2 Wochen unter dem Sturm der Deutschen die 10. russische Armee zusammenbrach. Soldaten, einzeln und in kleinen Trupps, kommen uns entgegen, dazwischen Wagen vom roten Kreuz und Bagagekarren. In der Ferne, am Ausgang des Waldes, zieht über eine Höhe ein langer Munitionszug. Scharf heben sich seine Umrisse von dem grauen Hintergrunde ab. Ganz langsam scheinen Wagen und Pferde vorwärts zu kriechen. Unwillkürlich denkt man an die Schilderungen der Flucht der kümmerlichen Reste des französischen Heeres aus Rußland vor hundert Jahren. Auch jetzt sieht man müde, kranke, verwundete Krieger auf dem Marsche in der Richtung nach Deutschlands Grenze. Aber diese mühsam Zurückwandernden sind nur solche, die als kampfunfähig abgeplittert sind von dem gegen die russische Macht vorwärts kämpfenden deutschen Heere. Und mit den Kranken und Bagagen marschieren gefangene Russen in der Richtung nach Deutschland, sie laufen fast ohne Rücksicht hinterher. Ganz allein sieht dort am Wegrand ein müder Russe. Er konnte nicht mehr mit, wenn er wieder etwas zu Kräften gekommen ist, wird er den anderen folgen. In Rußland, mitten im verschneiten Walde, kennt er keinen andern Weg als den in die Gefangenschaft. Aber falsch wäre es, anzunehmen, daß den Deutschen die Ueberwindung des russischen Heeres leicht gewesen wäre. Unter den Zurückwandernden traf ich Deutsche, die 6 Tage lang in russischer Gefangenschaft gewesen waren. Eine russische Division hatte eine kleine deutsche Vorhut abgegriffen. Die Gefangenen gerieten mit hinein in die große Umzingelung der russischen 10. Armee. Sie bekamen in dieser Zeit nichts zu essen als nur rohe Kartoffeln, die Russen selbst mußten ebenfalls hungern. Trübsinn machten sie die verzweifeltsten Versuche, den feuerheißen Gürtel zu durchbrechen. In geschlossenen Kolonnen gingen die Russen gegen deutsche Artillerie vor, die aus einer Entfernung von 400—500 Metern die Geschosse in ihre Reihen warf. Unter der Wirkung des Schnellfeuere sanken

die Kolonnen zu Boden, Hunderte, Tausende von Leichen türmten sich zu Hügeln, aber immer wieder stürmten russische Truppen vor. Nach Ost und West, nach Süd und Nord, überall in furchtbar vernichtendes Feuer hinein. Ein solches Hineintreten in den Tod, eine solche Todesverachtung, wie hier die Russen zum Teil gezeigt haben, hätte man von ihnen nimmer erwartet. Das versicherten uns später Manischaften und Offiziere. Aber mit der Stoßkraft der Russen ist es vorbei, sobald sie die Führung verloren haben. Sind die Offiziere gefallen, verzweifeln die Kommandierenden, dann werfen die Soldaten die Waffen weg und geben sich widerstandslos gefangen, wenn die Flucht kein Heil verspricht. Als der General, bei dem die deutschen Gefangenen waren, jede Hoffnung auf ein Entkommen fahren lassen mußte, gab er die Deutschen frei und sagte ihnen, sie könnten gehen, wohin sie wollten; dann erschöpfte er sich. Einer der Deutschen zog sein Hemd aus und befestigte es an einer Stange, dann ging er hinüber zu den Freunden. Die Russen folgten dem Beispiel, waffenlos zogen sie hinterher, zu Hunderten, zu Tausenden. Nun wars vorbei mit dem rajenden Verzweiflungstanz der Eingeschlossenen. Hoffnungslosigkeit entwaffnete sie; auf allen Seiten ergriff sie dumpfe Resignation. So wurden über hunderttausend Mann gefangen genommen und dazu fiel den Deutschen eine nicht zu bewältigende Menge von Kriegsmaterial in die Hände. Viel davon mußte vernichtet werden, weil es an Transportmöglichkeiten zum Fortschaffen fehlte. Der Mangel an Eisenbahnen und an einer ausreichenden Zahl von Wagen zwingt ja auch viele Leichtverwundete und Kranke, bis nach Suwalki zu wandern, von wo aus sie mit der Bahn abtransportiert werden können. Das 15. russische Korps, das zum Entsatz der Umzingelten herantam, aber die Katastrophe nicht abwenden konnte, hat nun eine Verteidigungsstellung eingenommen, die es, wie rückhaltlos anerkannt wird, in glänzender Weise und sogar offensiv verteidigt. Bei einem rücksichtslosen opferreichen Vorstoß glückte es den Russen einmal, mehrere deutsche Geschütze zu nehmen, die ihnen allerdings am nächsten Tage wieder abgenommen wurden. Das Verhalten der Russen in der furchtbaren Winterschlacht in Nordpolen hebt die Leistung der Deutschen zwar noch stärker heraus, beweist aber auch die Haltlosigkeit der Lunasche, daß die Russen allgemein minderwertige Soldaten seien. —

Ein Akt des blutigen Dramas spielte sich auf der kilometerlangen Waldküstung vor dem polnischen Dörfchen Nacharge ab. Viel, viel mehr Menschen, als das Dorf im Frieden Einwohner zählt, fanden hier bei dem mörderischen Ringen den Tod. Noch jetzt, 1 1/2 Wochen später, liegen mehrere hundert Leichen auf dem Schlachtfelde. Die Erde ist hartgefroren, es fehlt an Händen, um den Boden aufzuwühlen und die Erschossenen zu begraben. Die Soldaten haben noch andere Arbeit zu verrichten. Man hat die Toten in Reihen nebeneinander gelegt, zu zehn und zu zwanzig. Ueberall auf dem Felde und an den Seiten der großen Straße, die von Senh nach Augustowo führt, sieht man die Parade der Toten, in Schlachtordnung aufgereiht. — Wie manches Kind, wie manche Frau mag wohl in der Heimat gläubig die Hände falten und zum Himmel beten: Sende uns die Lieben zurück! — Die Erde Polens, die schon soviel Menschenblut getrunken, wird eine große Zahl der an den heimischen Herd, in den Schoß der Familie Zurückkehrten aufnehmen und nicht mehr herausgeben. Von den Toten ist fast nichts mehr zu sehen. Eine dicke Schneedecke ist über sie ausgebreitet. Man erkennt nicht einmal, ob dort Offiziere oder Mannschaften, stumm, kalt, tot, nebeneinander liegen. Ihr Krieg ist zu Ende. — Auf der großen weiten Fläche des Schlachtfeldes bewegen sich einige kleine Trupps von Soldaten; Landstürmer, die das Feld nach zurückgelassenen Waffen und Munition absuchen. Sonst ist das Feld öde und verlassen. Ganz ruhig ist es nun hier, wo vor kurzer Zeit das schrecklichste Kampfgetümmel tobte, wo Schmerzensschreie die Luft durchzitterten, wimmernd hincinsloß in das Hüllkonzert der knatternden Karabiner, der ratternden Maschinengewehre, brüllenden Kanonen und zischenden Geschosse. Doch, man könnte denken, die Toten wollten noch etwas sagen. Aus den Hügeln der Stummen ragen Arme heraus, Hände wie zum Schwur erhoben. Was wollen sie sagen?

Wir fahren weiter. Auf dem Wege und im Walde liegen auch noch einzelne tote. Pferdewagen liegen umher. Von einigen haben die Bauern das Fell abgezogen. Hunde gibt es hier massenhaft, rudelweise tauchen sie in der Nähe der Dörfer auf und schauerlich tönt ihr Geheul durch die mond-helle Nacht.

Einige Leute vom . . . Regiment gesellen sich zu mir. „Wir haben unsere Aufgabe erledigt“, sagen sie. „Wir sollten die Russen zurückschlagen, nun sind die meisten gefangen.“ Jeder Truppenteil ist der Ueberzeugung, er habe in der Hauptsache das Werk vollbracht. Und es gibt sicher nur wenige Soldaten, die nicht mit Selbstgefühl von den Taten ihrer Waffe sprächen. Darin liegt zweifellos eine Kraft, die sich in Erfolge umsetzt.

D ü w e l l, Kriegsberichterstatter.

Aus der Partei.

Zur Budgetabstimmung. Der „Vorwärts“ erhält folgende Erklärung mit der Bitte um Veröffentlichung: Ledber war ich durch Krankheit seit dem 17. März gehindert, den Sitzungen der Fraktion und des Reichstages beizuwohnen. Den Beschluß der Fraktion, den Etat des Reiches für das nächste Finanzjahr bei der Gesamtabstimmung anzunehmen, halte ich für unabweisbar mit den Beschläßen der Parteitage, die zur Budgetfrage ergangen sind. Wenn ich der Sitzung des Reichstages vom 20. März hätte beizuwohnen können, so würde ich an der Abstimmung über den Gesamtetat nicht teilgenommen haben. Mit Parteigrüß Ihr Dr. O s t a r C o h n.

Ein Zeitungsverbot. Die „Freie Presse“ in Straßburg i. E. wurde für Dienstag und Mittwoch verboten wegen Nichtbeachtung einer Anordnung der Zensurstelle in bezug auf eine Rede des Abgeordneten Haase im Reichstag.

Aus Nah und Fern.

Kriegsgefangene für die ostdeutsche Industrie. Der Regierungspräsident von Danzig gibt bekannt, daß russische Kriegsgefangene auf Anordnung des Kriegsministers der Industrie in weitgehendem Maße für fehlende einheimische Arbeiter zur Verfügung gestellt werden sollen. Für die ostpreussische Landwirtschaft werden 15.000 Kriegsgefangene bereitgestellt. Zurzeit werden für sie in Ostpreußen Baracken gebaut.

Wo stehen die Kartoffelvorräte? Die amtliche Feststellung der Kartoffelvorräte hat ergeben, daß manche Familien in der Verproviantierung sehr weit gegangen sind. Beispielsweise wurden in Berlin-Lankwitz in achtzehn Haushaltungen zusammen 789 Zentner Kartoffeln gezählt, sodaß auf jede dieser Haushaltungen durchschnittlich 43 Zentner entfallen. Zwei Haushaltungen hatten zusammen 195 Zentner, eine sogar 200 Zentner. Diese Art der Vorzüge dürfte auch in anderen Gegenden Deutschlands zu konstatieren sein, und es wird nichts weiter übrig bleiben, als die über den wirklichen Bedarf hinausgehenden Vorräte zu beschlagnahmen.

Das „K-Brot“ in der französischen Revolution. Wie der „Figaro“ mitteilt, ist das Kriegsbrod, dessen Einführung den Plan Englands, Deutschland durch Hungerrückzug zur Ergebung zu zwingen, zum Scheitern bringen wird, bereits in der französischen Revolution gebadet worden. Nach den Angaben des genannten Blattes findet sich nämlich unter alten Drucken und Schriftstücken des Pariser Stadtmuseums Carnavalet, die sich auf Ereignisse und Entdeckungen während der ersten französischen Revolution beziehen, das Schreiben eines Pariser Bäckermeisters vom 21. April 1794, mit dem er der Regierung ein von ihm gebautes Brot zur Begutachtung übersandte, das zum Teil aus Weizen, und zum anderen Teil aus Kartoffelmehl bestand. Wie ein Vermerk auf dem Briefe des Bäckers besagt, nahm die Regierung das Brot an und beauftragte zwei ihrer Mitglieder, das Gebäck auf seine Schmadhaftigkeit und Bekömmlichkeit hin zu untersuchen. Leider hat sich das Gutachten dieser Kommission nicht erhalten, das einen interessanten Vergleich mit dem heutigen K-Brot zulassen würde, und ebenso fehlt in den päpstlichen Papieren jede Mitteilung über die Gründe, die den Bäcker zu dieser für jene Zeit überraschenden Mischung veranlaßt haben.

Der Hagestolz.

Erzählung von Adalbert Stifter.

II. Fortsetzung.

Der alte Mann nahm das Schreiben und steckte es unbelesen ein.

„Dein Vormund ist ein Narr und ein beschränkter Mensch“, sagte er, „ich sehe, daß du deinem Vater ganz und gar gleich siehst, da er anhub, die Streiche zu machen. Ich habe dich schon über den See fahren gesehen.“

Viktor, der in seinem Leben keine rücksichtslosen Worte gehört hatte, war stumm und wartete nur, daß der andere das Gitter öffnen werde.

Dieser aber sagte: „Nimm eine Schnur mit einem Steine und ertränke diesen Hund in dem See, dann komme wieder hierher, ich werde derweilen öffnen.“

„Wen soll ich ertränken?“ fragte Viktor.

„Nun den Hund, den du da mitgezogen.“

„Und wenn ich es nicht tue?“

„So öffne ich dir diese Pforte nicht.“

„So komme, Spitz“, sagte Viktor.

Er kehrte sich bei diesen Worten um, lief über die Treppe in den Graben, stieg jenseits empor, lief durch den Zwerggarten, durch die Thormanlage, durch das folgende Gestrüppe und langte an der Seebucht an, mit allen Kräften, deren sein Körper fähig war, hinaus rufend: „Schiffer — alter Schiffer!“

Iber es war unmöglich, daß ihn dieser hören konnte. Den Knall eines Scheibengewehres hätte man in dieser Entfernung nicht mehr vernommen. Wie eine schwarze Fliege stand das Schiffchen neben der dunklen Hüpfhöhe des Draberges, die weit in den Abendglanz des Sees hinauslief. Viktor nahm kein Sacktüch hervor, knippte es an seinen Stab und tat allerlei Schwenkungen in die Luft, damit er gesehen würde. Allein man sah ihn nicht, und zuletzt, wie er noch immer schwankte, war auch die schwarze Fliege um die Bergspitze verschwunden. Der See war ganz leer und nur die leise schäumende Brandung sah Viktor im Abendwind, der sich indessen gehoben hatte, längs den Felsen der Insel spielen.

„Es tut nichts — es tut auch nichts“, sagte er, „komme, Spitz, wir werden uns da am Ufer ins Gebüsch setzen und die Nacht über sitzen bleiben. Morgen zeigt sich wohl ein Kahn, den wir herzuholen werden.“

Was er sagte, tat er auch. Er suchte eine Stelle, wo das Gras des Rasens kurz und trocken war und wo die Büsche dicht überhingen, ohne ihm die Aussicht auf den See zu benehmen. „Siehst du“, sagte er, „wie es gut ist, wenn man täglich früh morgens etwas zu sich steckt. Du erprobt es auf dieser Reise schon zum zweitenmal.“

Bei diesen Worten zog er die zwei Brote heraus, die er heute früh in dem Hofwirtsstube mitgenommen hatte und begann teils selber davon zu essen, teils den Hund damit zu füttern. Da dieses Geschäft vollendet war, sah der Wanderer, der das Ziel seiner Reise erreicht zu haben glaubte, heute zum erstenmal in der einsamen Herberge des freien Himmels und schaute die Gegenstände um sich herum an. Die Berge, die schönen Berge, die ihm, da er gegen sie herantam, gar so sehr gefallen hatten, wurden immer schwächer und legten drohende dunkle und zerplitterte Flecke auf den See, auf welchem noch das Blau des Abendhimmels lag, das selbst in den dunklen Bergspiegeln zuweilen aufleuchtete. Und immer sonderbarer, in die Schatten der Nacht sich hüllend, wurden die Gegenstände um ihn herum. Die Schlacken und das schwache Gold des Sees rührten sich und floßen öfters durcheinander, zum Zeichen, daß ein sanfter Luftzug dort herrschen müßte. Viktors Auge, freilich nur an die schönern heiteren Eindrücke des Tages gewöhnt, konnte sich doch auch nicht wegwenden von diesem allmählichen Verfärben der Dinge und von dem Einschließen zur Ruhe der Nacht. Die große Ermüdung seiner Glieder ließ ihm das Sigen auf dem weichen Gras und geschützt von den bedeckten Gesträuchen recht angenehm erscheinen. Er lag mit dem Spitz an seiner Seite so lange, bis endlich das Dunkel mit immer größerer Schnelligkeit sich über See, Gebirge und Himmel webte. Dann beschloß er, sich niederzulegen. Er machte alle Knöpfe seines Rockes zu, wie es ihm die Ziehmutter gelehrt hatte, daß er sich nicht verfühle — er band das Halsstück, das er unter Tags abgetan hatte, wieder um — er tat sein Regenmäntelchen aus Wachsstoff heraus und nahm es über — dann richtete er sich das Känzchen als Kissen und legte das Haupt darauf, da die Finsternis schon wie eine Mauer um ihn stand. Das Begehren nach Schlummer zog sich, da er lag, bald durch seine ermüdeten Glieder. Die Gesträuche flüsterten, da sich das Lüftchen von dem See bis hierher gezogen hatte, und die Brandung murmelte deutlich von Wand zu Wand.

In diese Eindrücke, deren Wirkungen immer schwächer wurden, verlor sein Sinne, und das Bewußtsein wollte eben verschwinden, als er durch ein leises Knurren seines Hundes geweckt wurde. Er schlug die Augen auf — da stand einig Schritte von ihm entfernt am Randunacalake eine monströse Gestalt mit dunkel

das schillernde Wasser des Sees werfend. Viktor strengte seine Augen an, mehr von der Gestalt zu erkennen, aber die Umrisse zeigten nur, daß sie ein Mann sei, und es ließ sich nicht ermitteln, ob jung oder alt. Die Gestalt stand ganz ruhig und schien unempfindlich auf das Wasser hinaus zu schauen. Viktor richtete sich zu sitzender Stellung empor und blieb ebenfalls ruhig. Auf ein neues stärkeres Knurren des Hundes drehte sich die Gestalt plötzlich um und rief: „Sied Ihr da, junger Herr?“

„Ein junger Wandersmann mit seinem Hunde ist da“, sagte Viktor, „was wollt Ihr?“

„Daß Ihr zum Abendessen kommt, denn die Stunde ist fast schon vorüber.“

„Zum Abendessen? — zu weissen Abendessen? — und wer ist es, den Ihr suchet?“

„Ich suche unsern Neffen; denn der Oheim wartet schon eine Viertelstunde.“

„Sied Ihr kein Gesellschaftler oder sein Freund?“

„Ich bin sein Diener, namens Christoph.“

„Des Herrn der Klause, meines Oheims?“

„Des nämlichen. Er hat die Anzeige Eurer Herreise erhalten.“

„Nun so sagt ihm“, sprach Viktor, „daß ich hier die ganze Nacht sitzen will, und daß ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen lasse, als daß ich den Hund ertränke, der mit mir ist.“

„Ich werde es ihm sagen.“

Mit diesen Worten kehrte sich der Mann um und wollte fortgehen.

Viktor rief ihm noch einmal nach: „Christoph, Christoph.“

Russeneinfall ins Berchtesgadener Land.

Es war kein schlechter „Einfall“, den drei Söhne des heiligen Russischen Reiches, ein Unteroffizier und zwei Soldaten, hatten, als sie vor kurzem, an einem Sonntag vormittag, von Hallein aus dem „Landl“ einen abenteuerlichen Besuch abstatteten.

Der „Kottentpinger“, ein hoher Schöfger, Besizer und Kleinbewohner des „Schaffner Häusls“ an der Straße Berchtesgadener-Hallein auf der Redensberghöhe, machte auf der Ofenbank eben sein Mittagsschlafchen. Als er erwachte, sah er zu seinem Erschrecken drei hochgewachsene Soldaten in graubraunen Mänteln vor sich, die eine fremde Sprache redeten und, da er sie deshalb nicht verstand, mit den Fingern auf den weitgeöffneten Mund deuteten.

Der bestürzte Alte wies auf den Rest seines Mittagessens, der in Gestalt von einem halben Duzend Knödeln sowjeren Kalibers auf dem Tische stand. Die drei offenbar ganz ausgehungerten Gesellen stürzten gierig auf das einfache Gerichte los und verzehrten es schlemmend „aus freier Hand“.

Der gemüthliche Bauer merkte alsbald, daß die Knödel von den Eindringlingen nur als „Vorspeise“ betrachtet wurden, erhob sich von seinem Lager und holte aus der Kammer einen Laib Brot und sein Sonntag-Abend-Bier, einen Liter Berchtesgadener „Sobir“. Das legte er ihnen als „Nachtrich“ vor und betrachtete mit Stolz, wie alles nach und nach in den unerschrockenen Mägen der jenseitigen Besucher verschwand.

Nach mehrstündigem Umherirren in den Wäldern trafen sie um 4 Uhr nachmittags im abendlichen Schein der Laternen in der unteren Lu ein. Die dortigen Altbauerleute stürzten sie zwar reichlich mit Milch und Brot, saßen aber Verdacht und schickten ihre beiden ältesten Kinder, ein acht- und ein zehnjähriges Mädchen, zu der in der oberen Lu belagerten Wirtshaus mit dem Erbsen, an die Berchtesgadener Gendarmerie zu telephonieren, daß Russen in ihrem Häusl angekommen seien.

Wie die drei Gläubigen bei den denkbar schlimmsten Weg- und Witterungsverhältnissen des Sonntagabends bis zum letzten Lehen, der über 1000 Meter hoch gelegenen Grotte „Reiter“ am Goll nordrücken konnten, war nicht für die Einheimischen ein „Rath“. Verhänd Gerichten bedrohten sie, allen eingingen sie unbeschadet.

Im kleinen Wagnerischen, dem höchsten der „Höfen“, war das alte Ehepaar Knopf nachts 11 Uhr durch Lärm im Stall geweckt worden. Die Frau sah nach. Als sie in den Haisgang zurückkehrte, wäre ihr vor Entsetzen beinahe die Laterna entfallen, denn da standen im Dunkeln „drei schön große Läder mit schwarzem Gwands“ und darunter starrten auf ihre „großen Mäuler“.

Die gute Alte verstand sofort den Wind mit dem „Jungel“, tief ihren Mann herbei und beide taten trotz der späten Stunde alles, um die „ganz ertrigen Mäuler“ zu befriedigen. Der Mann heizte ein, um die Kleider und Mäntel der „jungen Teufel“ zu wahren; die Frau lasse sie mit Butterbrot und Milch.

So war es 1 Uhr nachts geworden. Die Russen machten keine Miene, zu gehen. In dem kleinen Häuschen aber konnte man ihnen kein Nachtsgeräusch gewöhnen; zudem lächelten die Leute allmählich Verdacht. Die Frau schlich sich zu einem Nachbarn, der über eine „Birn“ verfügte und bat ihn, mit dieser zu kommen, weil drei fremde Soldaten, wahrscheinlich Russen, bei ihnen seien, mit denen sie sich nicht mehr länger zusammen zu sein getraute. Dieser, der wegen eines im Stalle zu erwartenden heftigen Ereignisses nicht eintreffen konnte, trat unter diesen Umständen das Nichtigste und schickte seinen 17jährigen Sohn mit belagter Kleidung zum Nachbar nach Vorderer Stube. Um 3 Uhr schon war der wacker Mann mit seiner „Birn“ zur Stelle, und es war ihm ein leichtes, die drei nordischen Söhne zu verhaften.

Gewöhnlich, zeitweise unter sich überredend und lachend, folgten sie ihm durch Nacht und Gebüsch in ihrer Schere. Um 6 Uhr morgens langte die kleine Gesellschaft im Wirtshaus hinter dem „an, wo die Ausreiter mit Kaffee und Butterbrot reichlich bedacht wurden, was ihren Humor noch höchlich erhöhte. Einer sah dort ein dreijähriges Kind, nahm es auf seinen Arm und küßte es herzlich, wobei ihm Tränen in den Augen glänzten. Aus seinen Gesichtszügen konnte man entnehmen, daß er Familienacten sei und zu Hause ein ähnliches Kleinod hegte. Ihre wiederholten Ausrufe: „A Kummant! laßt darauf seht!“ drückte, daß sie nach Ru- mänen emlichen wollten.

Sach ergriffenen zwei Gendarmen und vierzehn die „drei Gläubigen“ in jenes stillen, ruhige Gebäude an der Berchtesgadener Maximilianstraße ein, wo zwar nicht derartiger wird, Selbster aber trotzdem Freiquartier und ausreichende Verpflegung erhalten. („München Post“)

Aus der Geschichte des Brotes.

Unser tägliches Brot, dessen parzame und rationelle Ausnutzung während der Kriegszeit für Deutschland ein dringendes Gebot ist, blickt auf eine vielstündige Geschichte zurück. Es hat im Laufe dieser langen Zeitspanne seine Gestalt mannigfaltig verändert. Die Verarbeitungen der Getreidekörner zur menschlichen Nahrung in ein untrübes Saure, der bis in die jüngste historische Vergangenheit zurückgeht. Das Verfahren, durch das man in grauer Vorzeit die Getreidekörner in Mehl verwandelte, war natürlich sehr primitiv. Die Körner wurden nur zwischen Steinern zerrieben; darauf ließen die Hände schließen, die man in den Gräbern der Ägypter, in den Finghauern und an der gegenwärtigen Kulturstätte gemacht hat, wo sich ein fast unerschütterliches Troja erhob. In allen diesen Ausgrabungsstätten hat man hier und da Brotschiffe gefunden, und man hat besonders in den schweizerischen Finghauern halbe und ganze Körner von Weizen und Hirse erkennen können. In manchen dieser Schiffe zeigte sich ganz deutlich eine Verformung der Körner, was darauf schließen läßt, daß dieses „Brot“ entweder in glühender Hitze oder auf heißen Steinen gebacken wurde. In der größeren Hälfte des Altertums hatte das Brot, das aus Teig geformt und dann gebacken wurde, eine kugelförmige Gestalt. So sah auch das bei Homer erwähnte altgriechische Brot ausgedehnt haben; spricht doch der Dichter in der Thebas-Sage von solchen Brotecken, das zu- nächst als Feller diente und dann selbst verzehrt wurde. Noch bis in unsere Zeit hat sich derartige Scheibenbrot in einzelnen ländlichen Gegenden Ägyptens und Vorderasiens erhalten. Solches Brot des Altertums zeigt den Charakter als leuchtendes

Kraft beim Baden benutzte, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, doch nimmt man an, daß die alten Ägypter diese Erfindung gemacht haben. Auch die Bibel kann in dieser Beziehung als Quellentext dienen. Sie liefert den Beweis, daß die Juden zur Zeit Abrahams das gesäuerte Brot noch nicht kannten; aber in der moaischen Gesetzgebung steht das Gebot, in der Osterzeit kein gesäuertes Brot zu essen.

Die Griechen haben das Brothaken höchstwahrscheinlich von den Phöniziern gelernt und dann in seine Zubereitung Abwechslung und Verfeinerung gebracht. Sie beruhten nun Brothaken hauptsächlich Weizenmehl und erzielten durch Zufuß von Milch, Käse, Del, Wein, Mohr oder Pfeffer zahlreiche verschiedene Brotsorten. Sie gaben aber nicht den Phöniziern oder Ägyptern die Ehre der Erfindung, sondern schrieben diese ihrem Gott Dionysos zu, der besonders in Athen als Erfinder des Brothakens hoch gepriesen wurde, und zu dessen Fuldigung bei bestimmten Festen große Grotte in feierlichem Zuge zum Göttertempel getragen wurden. Von Griechenland kam die Kunst des Brothakens nach Italien, wo das Brot dem Gotte Pan geweiht wurde. Daher stammt der lateinische Name „panis“ für Brot. Anfangs wurde es nur im Hause zubereitet, und erst im 2. Jahrhundert v. Chr. wurden die ersten Backöfen eingerichtet. Von den nördlichen Völkern, mit denen die Römer in Berührung kamen, haben zuerst die Gallier das Brot übernommen. Sie sollen es auch gebacken sein, die damit anfangen, beim Brothaken die Hefe zu benutzen. Verhältnismäßig spät, wahrscheinlich erst zu Anfang des Mittelalters, verstanden die germanischen Völker sich zum Backen Brot zu bereiten; denn der aus einer getrockneten Mischung von Mehl mit Wasser oder Milch hergestellte teigige Brei, den unsere Vorfahren mit Schmalz genossen, kann wohl kaum als Brot in unserem Sinne bezeichnet werden. Ueberhaupt fehlten die germanischen Völker nicht allzuviel Begehung für die Brothakenerei gehabt zu haben: als man doch in Schweden noch im 16. Jahrhundert ausschließlich harte, ungeschorene Kuchen, die, aus Wasser und Mehl geknetet und gedörrt, eine nur wenig schmackhafte Speise gewesen sein müssen. Lange Zeit hindurch wurde fast ausschließlich Roggenbrot gebacken; erst im 18. Jahrhundert bürgerte sich das Weizenbrot allgemein ein.

Einen großen Umwälzung nahm das Bäckergerwebe gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die ersten Teigmäschinen erfunden und zunächst in Oesterreich und in Holland ausprobiert wurden. Die Knetmaschinen, die durch mannigfache Verbesserungen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer größere Erfolge erzielten, konnten des hohen Lohnaufwandes wegen Anfangs nur in Militärbäckereien und Brotfabriken Verwendung finden, während jetzt mechanische Vorrichtungen zur Teigerzeugung wohl in keinem größeren Bäckereibetriebe fehlen. Mit dieser mechanischen Teigerzeugung war sowohl Bäckern wie Verbrauchern gebient. Der Bäcker wurde dadurch von einer langwierigen und sehr anstrengenden Arbeit befreit; die Kontinuität aber gewannen die beruhigende Gewißheit, daß eine Uebertragung von Krankheiten durch den Brotegenuß, wie sie beim Handkneten zu besorgen war, nunmehr so gut wie ausgeschlossen war. Die Arbeit wurde dadurch auch sehr beschleunigt, und heute ist es für den Bäcker ein Leichtes, mit Hilfe der Teigmäschin in einer halben Bierstunde etwa 75 Kilogramm herzustellen. Dazu kommt noch der Vorteil, daß der Teig durch die Arbeit der Maschine gleichmäßig geformt und sauberer behandelt wird.

Kleines Feuilleton

Auf der Flucht.

Die ersten Bogen der Fluchtlinge — schreibt ein polnischer Korrespondent im „Netsch“ — kamen im Anfang des Krieges, nach der Einnahme Kattowitz durch die Deutschen. Die zweiten kamen, als die russische Armee Lodz verließ. Die dritten und letzten, wahre Fluchtlinge, ergossen sich über Warschau nach dem 7. Februar. Ende Februar waren aus dem Gouvernement Ploz 50 000 Fluchtlinge im Anzuge, darunter 40 000 Juden. Eine solche Woge erregt Entsetzen, selbst in einem Menschen, der mit allen Greueln des Krieges vertraut ist. Von Czerniwil führen drei Wege nach Warschau, und auf diesen strömten wenigstens 20 000 Fluchtlinge heran. Eine lange Wagenreihe brachte etwa ein Viertel von ihnen, drei Viertel aber kamen zu Fuß. Durch den schrecklichen Schmutz, den sie mit sich brachten, aus Czerniwil kamen sie 50 Kilometer weiter als bereits gewöhnt. Die einen trugen Kinder auf dem Arm, die anderen schleppten Bündel mit Kleidungsstücken und Betten. Alle waren nun oben bis unten mit Schmutz bedeckt, so daß es ihnen schon gar nicht mehr darauf ankam, wo sie sich zum Ausruhen niederließen. Sie lehnten sich in den Straßenhülsen an dem Begrund. Die ganze vorhergehende Nacht hatten sie auf der Straße zugebracht. Viele waren vor Erschöpfung zurückgeblieben. Die Frauen schienen trotz ihrer Schwäche schneller zu gehen als die Männer. Bei Warschau begegneten wir einem am Wege stehenden jüdischen Mann mit seiner Frau, ein Kind im Arm. Sie saßen da, als wären sie völlig geistesabwesend. Auf unsere Fragen, was ihnen fehlte, wiesen sie auf das Kind in ihrem Schoß — es war tot.

Was die hungernden Juden essen

Verantwortung mit bemerkenswerter Schonungslosigkeit gegen die Unglücklichen der englischen Verwaltung ein vor einigen Jahren veröffentlichter Bericht des ärztlichen Oberbeamten der indischen Provinz Madhyaputana, der sich auch jetzt von Interesse ist. Schon in einem Jahre mit verhältnismäßig guter Ernte näherten sich diese Eingeborenen von Samen, saftigen Grassameln, grünen Weizen und jungen Trieben von Sträuchern und Bäumen. In Hungerjahren aber geht die erzwungene Genügsamkeit des indischen Volkes noch viel weiter, und man nimmt seine Zuflucht zu getrockneter Baumrinde und sogar, so unglücklich es klingen mag, zu einem aus Steinen bereitetem, freilich nicht allein gegebenem Mehl, das aber der Hungerwahnheit in beträchtlicher Menge zugeführt wird, um den Magen ausgiebiger zu füllen und das Hungergefühl für längere Zeit zurückzudrängen. Die getrocknete Rinde des Scheira-Baumes wird in der von jenem Arzt berechneten Gegend jetzt fast überall geessen, indem sie im Verhältnis von 1 bis 2 v. H. dem Brotmehl zugeführt wird. Der Magen der Eingeborenen ist gut genug oder hat sich doch hinreichend an so unnatürliche Nahrungsmittel gewöhnt, um diesen merkwürdigen Zusatz zu ertragen, der im Uebermaß schädlich wirkt. In kleinen Mengen soll die Baumrinde sogar die Verdauung befördern und in gewissem Grade den Mangel an frischem Gemüse ersetzen, vorausgesetzt, daß sie sorgfältig zerrieben ist. Noch viel wunderbarer aber ist die Anwendung einer weichen Gesteinsart, von den Eingeborenen Pilschata genannt, die an der Grenze der Landschaft Nagapur gefunden und ebenfalls von vielen Leuten der Nahrung zugeführt wird. Der Stein ist leicht zerbrechlich und kann so ohne viele Mühe in ein feines Pulver zerhandelt werden. Er enthält einen öligen Stoff, der in der Tat einigen Nährwert besitzt, und das Volk hat es herausgefunden, daß dieser Stein als feines Pulver und im Verhältnis von etwa 1/2 bis 3/4 des Mehles lange Zeit geessen werden kann, ohne die Verdauung zu stören. In größeren Mengen führt er allerdings bald zu üblen Folgen, zu Abmagerung, Darmkrankheiten, geschwollenen Füßen und anderen Leiden, die jenes Arztes herabsetzt. Wenn ähnliche Untersuchungen wie die jenes Arztes häufiger in Indien angestellt und auch veröffentlicht werden würden, so würde man wahrscheinlich von den Ernährungszuständen des indischen Volkes ein ganz

sträubendes Bild erhalten; die in diesem Falle enthüllten Tatsachen beweisen schon mehr als zuviel. Aber gerade deshalb sorgt die englische Regierung dafür, daß möglichst wenig von diesen Tatsachen bekannt wird, zumal jetzt während des Krieges, den für die „Befreiung unterdrückter Völker“ zu führen England die Welt glauben machen möchte. In Indien könnte diese Kulturmission ohne Blutvergießen durchgeführt werden. Statt dessen werden die unterdrückten Völker zur Bekämpfung eines Volkes, das ihnen nie etwas getan hat, noch zu tun beabsichtigt, nach Europa geführt, wo sie zwar nicht dem Hunger erliegen — an den sind sie unter der englischen Verwaltung genügend gewöhnt worden —, wohl aber unter dem ungewohnten Klima entsetzliche Leiden erdulden müssen, denen sie ebenso wie den Kanonen der Feinde Englands zum Opfer fallen.

Die Nase der gnädigen Frau.

Die „Köln. Ztg.“ schreibt: Eine gar zu vornehm tuende Nase ist schon immer dem Spott verfallen. Heute ist am allerwenigsten die Zeit, sie hoch zu tragen. Das bedeutet nicht alle Leute, und man braucht es auch nicht zu bebauern, wenn sie dabei zu Schaden kommen. Wer vollends seine Nase über einer tapferen Kriegsmann rümpft, der ist überhaupt nicht wert, eine im Gesicht zu tragen. Aber es gibt Menschen, die ihre „Vornehmheit“ immer an dem Präsentiersteller vor sich hertragen. In der Straßenbahn einer deutschen Großstadt, die sich durch die Höflichkeit ihrer Bewohner auszeichnen soll, stand eine nach der Mode gekleidete Dame plötzlich ihr Näschen in die Luft, schnuppert mit verhaltener Enttäuschung und blickt dem Schaffner dann sehr nachdrücklich: „Sagen Sie dem Soldaten, daß er sich auf die Plattform stellt; ich kann den Karbolgeruch nicht vertragen!“ — Es handelte sich um einen Verwundeten, der den Arm in der Schlinge trug und der augenblicklich vom Verbinden kam. Der Schaffner steht in seine Betriebsordnung. Sie sagt deutlich, daß Fahrgäste, die mit hervorsteckenden Gesichtern behaftet sind, nur die Außenplätze benutzen dürfen. Eine Ausnahme für Krieger ist nicht vorgesehen. Er sagt das dem Verwundeten. Dieser erhebt sich schweigend aus seiner Ecke und tritt hinaus. Die Dame konnte nun einmal den Krieg nicht riechen. Aber die andern Fahrgäste konnten nun auch die Dame nicht mehr sehen. Man sagte ihr, was über den Fall zu sagen war, und erfreulicherweise ohne das Mindestmaß von Höflichkeit. An der nächsten Haltestelle mußte das zerstückelte Weizen mit der vornehmen Nase den Wagen nicht gerade ehrenvoll verlassen. Wie innerlich arm ist doch ein derartiges aufgeputztes Menschenkind. Es hat keinen Begriff von der fürchterlichen Größe der Zeit, keine Empfindung für das, was auch ihm der geringste Soldat im Felde leistet. Der Verwundete gehörte einer Truppe an, die im Osten schwer getämpft hat. Er hatte den Krieg nicht nur gerochen, sondern sich von ihm blutig schlagen lassen. Es gibt also unter uns noch immer Menschen, die verlangen, daß ihre vornehmen Nasen nicht einmal von einem Hauch des Krieges berührt werden. Sie können den Krieg nicht riechen. Diese verwöhnten Zeitgenossen sollte man zur Säuberung der von den Russen unentbar verunreinigten ostpreussischen Wohnungen zwingen. Diese eßfertigen Nasen müssen so karbolgeruch armer Verwundeter ertragen lernen.

Der „Scharnhorst“ oder die „Scharnhorst“?

Unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges setzte in Deutschland eine lebhafte Bewegung ein, nach Möglichkeit alles Ausländische in Tracht und Sitte, Sprache und Umgang zu beseitigen und durch das Deutsche zu ersetzen. Dabei ist im Ueberzueh oft mancher falsche Schritt getan worden. Auffallend aber ist, daß eine aus dem englischen übernommene Gewohnheit vollständig unangekommen geblieben ist, obwohl sie deutscher Auffassung im Grunde genommen aufs schärfste widerspricht. Das ist die Gewohnheit, den Schiffen grundsätzlich das weibliche Geschlecht zu verleihen. Es ist nicht richtig, wenn man immer wieder hört, daß bei den Zucklandsinseln die „Gneisenau“ und die „Scharnhorst“ untergegangen sind und dergleichen. Dabei ist es doch der Held Scharnhorst und der Held Gneisenau, nach denen die Kreuzer genannt worden sind. Sieht man von den hier gar nicht in Betracht kommenden Schiffen, die weibliche Eigennamen führen, ab, so ist das Femininum noch einigermaßen erträglich bei den Schiffen, die nach Städten genannt sind, obwohl auch die „Berlin“ und die „Königsberg“ im Grunde genommen flüchtig klingen. Aber besonders kleinere Kriegsschiffe werden häufig nicht mit menschlichen Eigennamen, sondern mit Tiernamen belegt. Und da geht es nun wirklich beim besten Willen nicht, beispielsweise zu sagen: die „Panther“ oder die „Juchs“. Bei den männlichen Eigennamen kommt man mit dem weiblichen Artikel erst recht nicht immer zurecht — oder gibt es einen sprachlich zu verwerflichen Menschen, der aussprechen könnte: die „Friedrich“ der „Große“ oder die „Große Karfunkel“? Unseren Schiffen gebührt, wenn wir ihnen männliche Namen beilegen, auch zugleich das männliche Geschlecht! Sache des Reichsministeriums aber würde es sein, durch Festlegung der amtlichen Lesart den gesamten Sprachgebrauch in diesem Sinne zu beeinflussen.

Die Kochkiste — eine Erfindung der Juden?

Die Kochkiste, die unsere wackeren Truppen im Felde hier und da mit gutem Erfolge improvisieren, scheint, wie man der „Ziff. Ztg.“ schreibt, eine durch die strenge Sabbathheiligung hervorgerufene Erfindung der Juden zu sein. Der berühmte Satirendichter Juvenal, der unter Trojan und Hadrian schrieb, erwähnt nämlich zweimal „den Korb mit Heu“ als bedeutendstes Gerät der Juden in Rom. Der Hausrat der jüdischen Bettler, die sich in dem Hain der Kameien oder Wäsen vor dem kapitischen Tor in der Nähe der apollinischen Straße angeordnet haben, ist der Korb mit Heu. Die arme Jüdin, die der vornehmen römischen Dame ihre Träume auslegt, hat ihren Korb mit Heu verlassen, um sich in der Stadt etwas zu verdienen. Man hat diese Stellen, obwohl ein alter Scholiast die richtige Erklärung bot, lange mißverstanden, bis der fläussige Philologe und Bibelforscher Hermann König (in „Jahns Jahrbüchern“, Band 123, 1881 und 131, 1885) nachwies, daß dieser mit Heu gefüllte Korb zum Warmhalten des Kaffers und des Fleisches diente, dessen man am Sabbat bedurfte, ohne daß an dem heiligen Tage selbst etwas dafür tun zu dürfen. Die Erfahrung lehrt, daß eine solche Einrichtung die Speisen nicht nur warm hält, sondern auch gar macht; der altjüdische Heufork ist also im Grunde ganz dasselbe, wie die moderne Kochkiste.

Das Fenster.

Ein enges Fenster. Dahinter ein Licht. Und einer Mutter Tränengeficht. Und immer, wohin ich auch ging und was ich auch sah, das kleine Fenster blieb immer nah. Immer... das kleine Fenster, dahinter das Licht, das rotgemeinte Tränengeficht der Mutter.

Herm. Claudius. Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwärz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.